

LN-Dossier 11 // Juli/August 2014

LATEIN AMERIKA

NACHRICHTEN



GRENZEN BEWEGEN //

MIGRATION UND GRENZRÄUME IN LATEINAMERIKA

// IMPRESSUM

HERAUSGEBER: LATEINAMERIKA NACHRICHTEN

Erscheint als Dossier Nr. 11 innerhalb der LN 481/482 (Juli/August 2014).

Redaktion: Redaktionskollektiv der Lateinamerika Nachrichten

V.i.S.d.P.: Eva Bräth, Laura Haber, Jan-Holger Hennies, Evelyn Linde, Tilman Massa, Sebastian Muy

// KONTAKT

Gneisenaustr. 2a, D – 10961 Berlin

Tel: 030 / 694 61 00, Fax: 030 / 692 65 90

www.lateinamerika-nachrichten.de

LN-Redaktion: redaktion@LN-Berlin.de

Bestellungen und Informationen zum *LN*-Abo: abo@LN-Berlin.de



GRENZEN BEWEGEN

MIGRATION UND GRENZRÄUME IN LATEINAMERIKA



▲ **Unüberhörbar** Mitglieder der Bewegung Migrant_innen Mesoamerikas fordern ihre Rechte ein

- 4 **Grenzen bewegen** // Ein Dossier über Migration und Grenzräume in Lateinamerika
- 6 **„Im Zentrum des Konflikts“** // Interview über das Justizsystem und Migrant_innen in Texas
- 9 **„Ich fliehe vor der Gewalt“** // Ein Gespräch mit zwei Geflüchteten aus Honduras
- 11 **„Building bridges“** // Wie Chicana-Künstlerinnen und -Aktivistinnen (Über-)Lebensstrategien in Zwischenräumen entwickeln
- 15 **„Suche nach einer offeneren Gesellschaft“** // Interview mit Julio César Campos Cubías und Sergio Gallardo García, den Gründern des Kollektivs LGBT in Mexiko-Stadt
- 17 **Wo ist mein Kind?** // Auszug aus der preisgekrönten Reportage des mexikanischen Journalisten Emiliano Ruiz Parra
- 22 **Honduras in Mexiko** // In der südlichen Grenzstadt Tapachula wird die honduranische Präsenz langsam zum Alltag
- 26 **„Wer Wandel will, muss sich selbst darum kümmern“** // Im costa-ricanischen Yorkín gehen Bribri-Indigene eigene Wege in Richtung Autonomie
- 31 **„Geh doch nach Haiti“** // Interview mit sechs Dominikaner_innen haitianischer Herkunft über Rassismus und das Leben ohne Ausweis in der Dominikanischen Republik
- 36 **Unangemessene Grenzen** // Die Abriegelung der Grenze zwischen Kolumbien und Ecuador zerreißt indigene Territorien
- 38 **„Wir sind es, die die Stadt erbauen“** // Die Pioniere des Campamento Kai Kashi schaffen mehr als nur Wohnraum
- 40 **Das produzierte Territorium** // Im nördlichen Chacogebiet in Paraguay ist die legitime Nutzung von Raum umstritten

GRENZEN BEWEGEN

EIN DOSSIER ÜBER MIGRATION UND GRENZRÄUME IN LATEINAMERIKA

Diese Bilder prägen sich ein: Ganze Familien versuchen, auf den vorbeifahrenden Güterzug aufzuspringen, auf dessen Dach schon kaum mehr Menschen passen. Sie wollen in die USA, auf der Suche nach einem besseren Leben. Sie überqueren Grenzen und fordern diese dadurch heraus. Ganze Generationen in Mexiko und Zentralamerika sind davon geprägt, zwischen verschiedenen Kulturen und Sprachen aufzuwachsen. Sie wandern in die USA ein und wieder aus, leben in der Illegalität und mit der dauernden Drohung, abgeschoben zu werden. Doch auch abseits dieser viel beachteten Migrationsroute finden Grenzbewegungen in Lateinamerika statt. Zwischen vielen Nationalstaaten Lateinamerikas leben Indigene, die sich nicht nur auf einer Seite der Grenze verorten. Auch innerhalb der Grenzen von Staaten treffen Menschen auf Räume, die ihnen verschlossen werden. Vielfach zeigt sich dies in Städten.

Diese Bewegungen zwischen den Räumen verändern nicht nur die Menschen, sondern auch die jeweiligen Gesellschaften. Sie schaffen neue kulturelle Praktiken, verwischen die Grenzen und lassen neue Räume entstehen, die sogenannten *borderlands*. Die Bewegung vollzieht sich mitnichten immer nur aus dem armen Süden in den reichen Norden, sie hat nicht nur eine Richtung. Die Wechselbeziehungen über die Grenzen hinweg sind ebenso komplex und wechselhaft wie die Biographien vieler Migrant_innen.

Doch Grenzen sind nicht mit der geographischen Trennung zweier Länder identisch. Auch innerhalb von Gesellschaften manifestieren sich Grenzen – mal mehr, mal weniger sichtbar. Es gibt Räume, die von sozialer Zugehörigkeit, Reichtum, Ethnizität oder Sexualität geprägt sind. Sie sind immer produziert und existieren nur, weil ein Innen und ein Außen definiert werden. Werden Grenzen geschaffen, wird notwendigerweise immer irgendjemand oder irgendetwas ausgegrenzt.

Menschen, die sich zwischen diesen Räumen bewegen, brechen Grenzen auf und geben neuen Möglichkeiten Platz. Grenzgänger_innen provo-

zieren aber auch Widerstand – bisweilen gewalttätigen. Denn es gibt viele Menschen, die daran interessiert sind, dass die Grenzen so definiert bleiben, wie sie es sind. Doch die Vorstellung einer undurchlässigen Grenze ist immer eine Fiktion. Die Bewegungen zwischen den Räumen machen dies deutlich.

In diesem Dossier möchten die *Lateinamerika Nachrichten* weniger beachtete Themen und Aspekte der Bewegung zwischen produzierten Räumen in den Vordergrund rücken. Wir beleuchten konkrete Grensräume zwischen Staaten genauer, interessieren uns aber auch für andere Formen der Ausgrenzung. Wie prägen die Migrationserfahrungen das alltägliche Leben von Menschen? Wie prägen Grenzgänger_innen ihre Umwelt? Wo stoßen Personen auf Vorurteile, Ausgrenzung und Rassismus? Wo setzen sich Menschen über Grenzen hinweg und schaffen eigene Räume? Dazu werden wir uns entgegen und abseits der üblichen Migrationsrouten bewegen. Anstatt den Blick auf die viel dokumentierte Reise der Migrant_innen durch Mexiko zu richten, legen wir unseren Fokus zunächst auf ihre Situation und ihr Leben in den USA nach dem Durchbrechen der Grenze.

Hier kämpfen die Anwältinnen Natalie Hansen und Stephanie Taylor für die Rechte von Migrant_innen und ringen mit dem US-amerikanischen Justizsystem: „Eigentlich müsste man das gesamte System abschaffen und von Grund auf neu errichten.“ Im Gespräch mit zwei ihrer Mandantinnen aus Honduras stellt sich die Willkür der Justiz dar. „Wie soll ich denn vor Gericht erscheinen, wenn ich an einem anderen Ort festgehalten werde?“ fragt Ana A. (Name von der Red. geändert).

Chicanas wie Alejandra Sanchez gehen in den USA künstlerisch und politisch mit dem Leben in *borderlands* um: „In meiner Arbeit versuche ich, Brücken zu bauen – zwischen modernen und antiken Lebenswelten, unterschiedlichen Weltanschauungen, Ländern und Sprachen.“

Auf dem Weg durch Mexiko ruft die Karawane der Mütter verschwundener Zentralamerikaner_in-



◀ Protestplakat
„Kein Mensch ist illegal“

nen: „Lebend gingen sie – lebend wollen wir sie wiedersehen!“ In einem Auszug aus der mit dem Walter-Reuter-Medienpreis ausgezeichneten Reportage „Wo ist mein Kind?“ berichtet Emiliano Ruiz Parra über die verzweifelte Suche nach verschwundenen Familienangehörigen.

Julio César Campos Cubías und Sergio Gallardo García, Gründer des Kollektivs Migrantes LGBT in Mexiko-Stadt, berichten im Interview über die brutale Lesbo-, Homo-, Bi- und Transphobie gegen Migrant_innen. Die beiden haben eine klare Botschaft: „Wir wollen, dass die Gesellschaft versteht, dass Menschen, die migrieren, ebenso unterschiedliche Gründe und Ziele wie Geschlechtsidentitäten und sexuelle Orientierungen haben.“ Schon längst ist Mexikos Südgrenze nicht mehr nur gefährliche Durchgangsstation für Migrant_innen aus Zentralamerika. In Tapachula bleiben viele Honduraner_innen wie Nora Rodríguez, die über ihre Erfahrung mit Mexikaner_innen berichtet: „Egal wie lange wir hier schon leben, ob Jahre oder Jahrzehnte: Sie sehen uns nie einfach nur als Menschen, sondern immer als Migranten, die sie mit einem Haufen von Vorurteilen überschütten.“

Im Grenzgebiet zwischen Costa Rica und Panama kämpfen die indigenen Bribri um ihre Autonomie, auch um der Abwanderung in die Hauptstadt entgegenzuwirken. „Wir wollen das Bildungssystem ändern, es an die Realität anpassen. Darin müssen Kultur, Kosmvision und Sprache enthalten sein“, formuliert Lehrer Enos die Herausforderungen, ihre Kultur zu bewahren.

Während die Frage der Staatszugehörigkeit für die Bribri nach jahrelangen Streitigkeiten gelöst ist, ist sie in der Dominikanischen Republik wieder akut aufgetaucht. Nach einem Gerichtsurteil wurde haitianischen Migrant_innen und deren Nachkommen ihre Staatsbürgerschaft entzogen.

In einem Gruppeninterview berichten sechs Betroffene über ihre Erfahrung, plötzlich staatenlos zu sein: „Wenn du eine Geburtsurkunde haben willst, dann geh mit deiner Hautfarbe doch nach Haiti“, wird ihnen mitunter empfohlen.

Kolumbiens und Ecuadors Regierung stärken seit 2012 ihre militärische Zusammenarbeit im Grenzgebiet. Die Abriegelung der Grenze steht im Gegensatz zur Mobilität der indigenen Gemeinschaften, die auf beiden Seiten der Grenze leben.

Auch innerhalb von Städten schaffen Verdrängungsprozesse Grenzen zwischen Arm und Reich. In Caracas überwinden Nathaly Lemus und Jorge Sierra von der Bewegung der Pioniere diese Ausgrenzung durch Besetzungen: „Früher gab es im Zentrum nur private Parks, es gab keine öffentlichen Plätze. Jetzt gehen wir Armen ins Zentrum von Caracas. Wir sind überall, fordern das Recht auf Stadt!“

Zwischen Bolivien und Paraguay leben im nördlichen Chacogebiet die indigenen Ayoreo. Sie leben zwischen den nationalen Räumen beider Länder und ihre Art zu Wirtschaften entspricht nicht der kapitalistischen Produktionsweise. Viehzüchter_innen machen ihnen ihr Land streitig – mit dem Hinweis, dass sie kaum etwas produzieren würden. Letztlich geht es bei den Landkonflikten also darum, ab wann eine bestimmte Raumnutzung als angemessen gilt und ab wann ein Raum zu einer bestimmten Nation gehört.

Natürlich können wir mit diesen Themen nicht den Anspruch erheben, alle Dimensionen von Grensräumen und Migration in Lateinamerika zu erfassen. Wir möchten jedoch auf bisher weniger beachtete Probleme, vor allem aber auf die Stimmen und Perspektiven einiger Grenzgänger_innen aufmerksam machen.

// LN

„IM ZENTRUM DES KONFLIKTS“

INTERVIEW ÜBER DAS JUSTIZSYSTEM UND MIGRANT_INNEN IN TEXAS

Texas ist der US-Bundesstaat mit den meisten undokumentierten Migrant_innen. Der Weg zu einem legalen Aufenthaltsstatus wird für viele von ihnen nach dem Überqueren der Grenze zur nächsten Hürde. Oft droht die Abschiebung – im Jahr 2012 waren davon circa 650.000 Menschen in den USA betroffen. LN sprach mit Natalie Hansen und Stephanie Taylor, Anwältinnen bei der Non-Profit-Organisation American Gateways in Austin, über die Situation von Migrant_innen und das Solidaritätsnetzwerk in Texas.

Wie gründete sich American Gateways und welche Arbeit übernimmt die Organisation mit Migrant_innen?

Natalie Hansen: Die gemeinnützige Organisation American Gateways wurde 1987 als Projekt Politisches Asyl in Austin gegründet, als Reaktion auf die Migration und die Geflüchteten aus den zentralamerikanischen Diktaturen. Heute haben wir 14 feste Mitarbeiter. Stephanie und ich arbeiten als Anwältinnen und vertreten Migranten entweder umsonst oder gegen niedrige Bezahlung, abhängig vom Fall. Ich übernehme viele Fälle von Opfern von Kriminalität und Menschenhandel in den USA und das ist bei American Gateways eine kostenlose Dienstleistung. Die Organisation hat außerdem ein großes Netzwerk von ehrenamtlichen Anwälten, die derzeit neben ihrer hauptamtlichen Arbeit circa hundert Fälle betreuen. So können wir Asylsuchende in Texas oft mit Anwälten versorgen.

Stephanie Taylor: Ich übernehme Fälle von Menschen, die abgeschoben werden sollen und vertrete sie vor Gericht. Außerdem kläre ich die Migrantinnen in der privaten Internierungsanstalt T. Don Hutto, einem Migrationsgefängnis, über ihre Rechte auf.

Texas ist der US-Bundesstaat mit den meisten undokumentierten Migrant_innen. Wie werden diese von der Bevölkerung wahrgenommen?

S.T.: Ich bemerke zwei verschiedene Haltungen. Es gibt die Meinung von Migrationsbeamten und die öffentliche Meinung. Migrationsbeamte, vor allem in der Don Hutto Anstalt, sehen die Geschichte jeder Frau mit totaler Skepsis. Ihrer Ansicht nach stürmen die Frauen die Grenze, ohne gültige Ansprüche auf Asyl zu haben – selbst wenn das Asylbüro des Ministeriums für Innere Sicherheit deren Ansprüche für gültig erklärt hat. Die öffentliche Meinung besteht aus kompletter Ignoranz und negativen Einstellung zu Migranten und undokumentierten Personen – sogar innerhalb der hispanischen Community, der zweiten und dritten Generation von Migranten. Aber sobald ich einmal über einen einzelnen Fall spreche, sagen alle: „Oh ja, die sind schon ok.“ Und wir bekommen oft Anrufe: „Meine Babysitterin wurde von der Migrationsbehörde verhaftet und sie ist so eine nette Frau und illegal hier. Wie können die ihr so etwas antun?“ Wissen Sie was? Das wurde während des gesamten letzten Jahrhunderts mit hunderttausenden Personen gemacht!

N.H.: Interessant ist, dass es hier in der Gegend so viele Internierungsanstalten gibt und die Menschen nicht wissen, dass sie überhaupt existieren. T. Don Hutto ist nur 40 Minuten außerhalb Austins, was die Hauptstadt und so etwas wie das liberale Zentrum von Texas ist.

S.T.: Aber die Migrationsbehörde tut dies mit Absicht. Sie errichten die Internierungsanstalten in ländliche Gegenden außerhalb der öffentlichen Wahrnehmung. Sie sind normalerweise völlig ab vom Schuss, weit weg von allen Dienstleistern.

Asylsuchende haben in den USA, wie hier in Deutschland, keine gerichtlich bestimmten Pflichtverteidiger_innen. Arbeitet das Justizsystem in den USA gegen die Migrant_innen?

N.H.: Ja, sogar wenn man einen Anwalt hat, kann es sehr schwer werden.



◀ Für die Rechte der Migrant_innen

Natalie Hansen und Stephanie Taylor

S.T.: Aber ohne Anwalt... In der Internierungsanstalt T. Don Hutto sind 500 Frauen, circa 90 Prozent aus Zentralamerika, die meisten mit sehr geringer formaler Bildung. Viele von ihnen sind praktisch Analphabetinnen, vielleicht zwei von ihnen sprechen Englisch. Und dann wird ihnen ein Formular für das Asylgesuch gegeben – auf Englisch. Zwölf Seiten voller extrem detaillierter biographischer Angaben und es heißt: „Ihr habt zwei Wochen, die Formulare auszufüllen.“ Alles, was wir tun können, ist, ihnen Formulare auf Spanisch zu geben, ihre Antworten zu übersetzen und in die englischen Papiere einzutragen. Ich frage mich allerdings, ob wir so nicht dafür sorgen, dass das System auch weiterhin ohne Pflichtenwälte funktioniert. Aber wenn wir versuchen einen Punkt zu machen und sagen: „Nein, diese Frauen brauchen Anwälte!“, werden die Menschen einfach abgeschoben. Abgeschoben – nur, weil sie ihre Formulare nicht ausfüllen konnten und obwohl sie gültige Asylgesuche hätten stellen können. Das ist keine Option für uns.

N.H.: Also helfen wir ihnen mit der Prozedur, aber nicht mit dem wirklichen Inhalt. Das ist frustrierend! Außerdem gibt es große Unterschiede zwischen den einzelnen Richtern. Ich arbeitete vor Stephanie für die Migrantinnen in T. Don Hutto und wir hatten eine andere Richterin, die vielen Frauen Asyl gewährte. Jetzt ist jemand anderes dort und plötzlich werden die exakt gleichen Fälle juristisch völlig anders bewertet.

S.T.: Und viele haben juristisch gut begründbare Asylgesuche. Wenn sie eine vollständige juristi-

sche Vertretung vor Gericht hätten, würden viele Fälle bewilligt. Wir ermutigen die Frauen deshalb, in Berufung zu gehen. Denn dann können wir ihnen oft Anwälte besorgen. Aber ich habe eine Frau als Mandantin, die bereits ein Jahr in Haft ist. Ein ganzes Jahr im Migrationsgefängnis!

Wie sind die Bedingungen in diesen Internierungszentren?

S.T.: Die Bedingungen variieren drastisch. T. Don Hutto war ein Gefängnis mittlerer Sicherheit und unterschrieb dann einen Vertrag mit der Migrationsbehörde. Anfangs wurden hier Familien untergebracht, also die Migranten, die mit Kindern aufgegriffen wurden. Die Zustände waren grauenhaft. Die Migranten mussten mit Licht schlafen; die Zellen hatten Gitter. Es gab deswegen ein Gerichtsverfahren und die Anstalt musste umgebaut werden. Somit war es für die Betreiber Corrections Corporation of America (CCA), einer der größten privaten Betreiber in den USA, nicht mehr profitabel, Familien unterzubringen. Denn sie hätten unter anderem den Zugang zu Bildung ermöglichen müssen. Deswegen werden dort seit 2009 nur noch Frauen untergebracht. Aber einige der Regelungen aus der „Familienzeit“ bestehen fort, wie das Recht, sich frei zu bewegen. Das ist in den meisten anderen Anstalten nicht so. Die Frauen in Hutto haben sogar Zugang zum Internet, es gibt Computer, sie können Mails senden. Das Problem ist, dass die Betreiber mit Begeisterung diesen Kram erzählen, aber die meisten Frauen können nicht einmal lesen. Wem sollen sie E-Mails schreiben? Es ist frustrierend zu sehen, wie die Anstalt gelobt wird: „Wir haben eine

Bibliothek mit Zugang zu den besten Recherchesammlungen zum Rechtssystem," wird gesagt. Und ich sage immer: „Niemand benutzt das hier!“ Die beschönigende Sprache ist ein wirkliches Problem. Es gibt keine „Zählungen“ der Gefangenen, wie in normalen Gefängnissen, sie erheben einen „Zensus“ und die Frauen sind keine Gefangenen sondern „Gäste.“ Hutto ist kein „Gefängnis“ sondern ein „Wohnheim“..

N.H.: Mit Stacheldraht drum herum!

Und in anderen Anstalten?

N.H.: Wir haben gerade erst eine Pressemitteilung für ein Internierungszentrum verfasst: die Jack Harwell Internierungsanstalt in Waco, etwa hundert Meilen von Austin. Ich habe so etwas noch nie gesehen. Die Gefangenen waren dreckig, ihre Kleidung war dreckig, es gab keine wirklich funktionierenden Telefone. Es gab überhaupt keinen Zugang zu Anwälten. In anderen Anstalten sind Migrationsbeamte, die über den Status der Asylgesuche gefragt werden können. Hier gab es keine. Den Gefangenen war anfangs eine Plastikgabel gegeben worden, die sie zu allen Mahlzeiten mitbringen sollten. Die Anstalt erfüllte nicht einmal die texanischen Anforderungen an Haftanstalten. Und die Gefängnisstandards in Texas sind die absolut niedrigsten im ganzen Land! Aber diese privaten Gefängnisse schießen überall aus dem Boden, seitdem es einen Anstieg bei den Festnahmen gab. Alle Gefängnisse, in denen wir arbeiten, sind privat geführt. Wir wissen nicht einmal, dass sie existieren, bevor wir einen Anruf oder eine Beschwerde erhalten. Und dann gehen wir hin und sehen 400 festgehaltene Menschen.

American Gateways arbeitet in Texas mit anderen Organisationen wie Casa Marianella zusammen. Wie groß ist das Solidaritätsnetzwerk für die Geflüchteten und Migrant_innen vor Ort?

N.H.: Wir haben in Texas Organisationen, die alle möglichen Dienste für die Migranten anbieten. Casa Marianella beispielsweise bietet Menschen ohne Wohnung eine Unterkunft. Wir selbst bieten juristische Unterstützung und es gibt weitere Organisationen wie uns. Das Zentrum für Überlebende von Folter bietet psychologische Betreuung an. Auch Englischkurse gibt es. Die Stadt Austin hat zudem ein Programm, über das Menschen ohne gültige Dokumente, Zugang

zu medizinischen Dienstleistungen erhalten, die ihnen ansonsten verwehrt blieben. Ich habe außerdem zuvor in einer Organisation in Mexikostadt gearbeitet, welche die Arbeitsrechte von zurückgekehrten Migranten bearbeitet, wie Gehaltsforderungen oder Verletzungen des Rechts auf freie Bewegung.

S.T.: Es gibt auch Beziehungen zu Organisationen in Zentralamerika, zum Beispiel zum Zentrum für Migrantenrechte Beato Juan Bautista Scalabrini, einer Herberge für Migranten aus Zentralamerika in Nuevo Laredo im mexikanischen Bundesstaat Tamaulipas. Und wir haben verschiedene Austauschprogramme mit Anwälten aus Mexiko durchgeführt und ihnen gezeigt, was wir hier tun, sodass sie ihren Mandanten in Mexiko besser helfen können. Das Netzwerk ist also relativ groß, aber wir haben hier in Texas keine politischen Organisationen, die aktiv an Reformen für die Migrationsgesetzgebung arbeiten.

Warum gibt es bislang keine solche Organisation in Texas? Existieren Pläne für deren Gründung?

S.T.: Das ist ein wirkliches Problem. In Texas gibt es die meisten Festnahmen wegen undokumentierter Migration in den ganzen USA. Wir haben die höchsten Einwanderungsraten, die höchste Anzahl an Migranten, die höchste Anzahl von Staatsbürgern, die nicht hier geboren wurden. Wir sind eine Goldmine, wenn es um Statistiken und Forschung zum Thema geht. Trotzdem gibt es keine Lobbygruppe in unserem Sinne. Einerseits, weil der Bundesstaat extrem konservativ ist. Deswegen glauben viele, dass sie hier ohnehin nichts erreichen können, selbst wenn man versucht, Rechte für Migranten wie Führerscheine oder Zugang zu medizinischer Versorgung einzufordern. Andererseits ist auch der Bundesgerichtshof, der Texas kontrolliert, sehr konservativ. Lobbygruppen in San Francisco, Chicago und New York City glauben deshalb, dass sie hier nichts ausrichten können. Aber wir sind im Zentrum des Konflikts um Migration und bleiben ohne wirkliche Unterstützung. Ich habe heute noch drei andere Telefonate: Diesen Nachmittag mit Human Rights Watch und später mit der Amerikanischen Bürgerrechtsunion (ACLU) und sie alle fragen mich: „Was passiert gerade? Senden Sie uns bitte Fallbeispiele!“ Wenn sie hier wären, könnten sie all das direkt finden. Das ist frustrierend.

2013 wurde im Kongress eine Migrationsreform debattiert. Sie sollte für Migrant_innen neue Möglichkeiten schaffen, einen legalen Aufenthaltsstatus und die Staatsbürgerschaft zu bekommen. Gleichzeitig war vorgesehen, die Grenze weiter zu militarisieren. Wie bewerten Sie die Reformpläne?

S.T.: Ich komme aus Brownsville, Texas und die Grenze geht direkt durch meine Heimatstadt. Überall sind Patrouillen – im Walmart, in Restaurants, am Strand. Wie können sie diese Grenze überhaupt noch weiter militarisieren? Es ist ein Witz zu denken, dass weitere Militarisierung die Migration stoppt. Es wird nur gefährlicher und teurer für die Migranten, aber sie werden Wege finden. Letztlich wird so die Organisierte Kriminalität gestärkt, die die Grenzübergänge kontrolliert, weil sie höhere Preise verlangen wird.

N.H.: Und der Weg bis zur Staatsbürgerschaft würde eine Art zweiter Klasse von Bürgern erschaffen, die auf eine permanente Aufenthaltsge-

nehmung warten. Man würde eine verletzte, marginalisierte, sexualisierte Bevölkerung in den direkten Fokus der Migrationsbehörde stellen und für Jahre der Überwachung aussetzen, bis sie alle Anforderungen erfüllt und hohe Geldsummen bezahlt haben.

S.T.: Ich bin deshalb wirklich skeptisch gegenüber der Reform. Das System ist auf so vielen Ebenen kaputt – auf der Vollzugsebene, auf der Gerichtsebene, bei der Vertretung vor Gericht. Wie soll das repariert werden? Eigentlich müsste man das gesamte System abschaffen und von Grund auf neu errichten.

N.H.: Ja, und es ist wichtig über diese Themen zu reden. Weil wir keine Politik betreiben, will nie jemand unsere Beschwerden hören. Aber trotz allem: Wir können vielen Menschen tatsächlich helfen und haben wunderbare Erfolgsgeschichten.

// Interview: Jan-Holger Hennies

„ICH FLIEHE VOR DER GEWALT“

EIN GESPRÄCH MIT ZWEI GEFLÜCHTETEN AUS HONDURAS

Willkür bestimmt im US-amerikanischen Justizsystem die Beurteilung der Aufenthaltsuche von Geflüchteten laut den Anwältinnen Natalie Hansen und Stephanie Taylor. Ein Gespräch mit zwei ihrer Mandantinnen zeigt das Problem deutlich. Jeymi Moncada lebt heute mit einer offiziellen Arbeitserlaubnis in Texas, während Ana A. (Name von der Red. geändert) nach ihrer Abschiebung in Honduras auf das Urteil ihrer Berufungsklage wartet.

Im Jahr 2004 kam Jeymi Moncada Mejia das erste mal in die USA, nachdem sie vor häuslicher Gewalt aus Honduras geflohen war. Sie wurde jedoch wieder abgeschoben. „Aber ich konnte nicht nach Hause kommen. Also bin ich noch am Tag meiner Deportation wieder aufgebrochen.“ In den USA wurde sie 2009 erneut von der Migrationsbehörde aufgegriffen und in die Internierungsanstalt für Frauen T. Don Hutto in Taylor, Texas gebracht. Bevor sie vor Gericht mit Dokumenten aus Hondu-

ras ihre Situation belegen und mit einer offiziellen Arbeitserlaubnis in Texas leben konnte, verbrachte sie ein Jahr und zwei Monate in der Anstalt. „Die Wärter dort verhielten sich korrekt, aber das Essen war schlecht. Manchmal waren sogar schon Würmer darin“, beschreibt sie ihre Haftbedingungen.

Auch Ana A. versuchte bereits zwei Mal, in den USA ein neues Leben zu beginnen – bisher erfolglos. Nach ihrer ersten Flucht aus Honduras im Jahr 2012 wurde sie in den USA für einen Monat festgehalten und anschließend abgeschoben. Doch auch für Ana war es keine Option mehr, in ihrem Geburtsland zu leben: „Im gleichen Monat bin ich wieder losgegangen“, erzählt sie. Doch derzeit lebt Ana wieder in Honduras. Bei einer ihrer Schwestern wartet sie auf das Ergebnis der Berufung vor dem US-amerikanischen Migrationsgericht, die sie noch kurz vor ihrer zweiten Abschiebung eingelegt hatte. Denn die Umstände, die in die Ablehnung ihres Gesuches um einen legalen Aufenthaltsstatus mündeten, zeigen die

Willkür des Justizsystems offenkundig. Nachdem Ana bei ihrem zweiten Versuch, in die USA zu gelangen von der Migrationsbehörde aufgegriffen worden war, folgte eine über einjährige Odyssee durch verschiedene Haftanstalten. „Sie hielten mich zuerst einen Monat in Eagle Pass, Texas, fest, weil ich die Grenze illegal überquert hatte. Dann wurde ich in eine Internierungsanstalt in Del Rio gebracht, war danach für eine Woche in Laredo eingesperrt und kam daraufhin nach T. Don Hutto in Taylor“, berichtet Ana. Während der sechs Monate in dieser Anstalt entstand der Kontakt zu American Gateways. „Aber sie brachten mich nach Miami und deshalb konnte ich meinen letzten Gerichtstermin nicht wahrnehmen. In Miami stellte ich zwar einen Antrag, um zu meinem Gerichtstermin gehen zu können. Aber niemand hat mir je geantwortet“, erzählt sie. „Und auch meine Anwältin wusste die gesamte Zeit über nicht, wo ich mich befand. Sie erfuhr erst von mir, als ich einer Freundin außerhalb des Gefängnisses ihre Telefonnummer geben konnte.“ Da Ana nicht vor Gericht erschien, wurde ihr Gesuch abgelehnt. Als sie es einige Tage später doch in das Gericht schaffte, sagte der Richter ihr bloß, dass sie ihren Termin verpasst hätte. „Wie soll ich denn vor Gericht erscheinen, wenn ich an einem anderen Ort festgehalten werde?“, fragt sie heute wütend. Die letzten Monate vor ihrer Abschiebung verbrachte Ana in einem privaten Gefängnis in

Robstown, Texas, das sowohl Migrant_innen als auch im Strafvollzug Inhaftierte hält. „Schrecklich ist es dort“, berichtet sie, „und die Beamten behandeln einen schlecht.“ Gefährlicher Reise und über einem Jahr in Haft zum Trotz: Wäre ihre Berufung nicht noch in Arbeit, sie hätte sich schon längst wieder auf den Weg gemacht, um Mexiko auf dem Güterzug „La Bestia“ zu durchqueren. Denn in Honduras kann sie nicht mehr bleiben: „Ich habe nicht mal meine gesamte Familie hier gesehen, da ich mich verstecken muss. Ich fliehe vor der Gewalt.“

Jeymi Moncada dagegen hat ihr Leben in Honduras hinter sich gelassen und berichtet freudig über ihre Kontakte zu US-Amerikaner_innen und ihren Job als Hausangestellte. Sie fühlt sich nicht diskriminiert, hat einen neuen Lebensgefährten und zwei Töchter bekommen. „Hier ist das Leben anders. Ich mag mein Land sehr. Aber nach dem, was mir passiert ist, glaube ich nicht, je zurückzukehren“, erzählt sie mit fester Stimme. Sollte sich die Gesetzeslage in den USA nicht verändern, ist das möglich – derzeit erneuert sich ihre Arbeitserlaubnis unbegrenzt. Die Justiz hinter sich gelassen hat sie dennoch nicht. Seit Kurzem läuft ein Prozess, um ihre vier Kinder aus Honduras mit einem humanitärem Visum in die USA zu holen: „Denn auch meine Kinder sind auf der Flucht vor ihrem eigenen Vater.“

// Jan-Holger Hennies

▼ **Nicht die letzte Hürde** In den USA sind Migrant_innen der Willkür der Justiz ausgesetzt



Foto: d0wn (CC BY-NC-SA 2.0); bearbeitet

„BUILDING BRIDGES“

WIE CHICANA-KÜNSTLERINNEN UND -AKTIVISTINNEN (ÜBER-)LEBENSSTRATEGIEN IN ZWISCHENRÄUMEN ENTWICKELN

Migrationsbewegungen und wirtschaftliche sowie kulturelle Verflechtungsprozesse prägen das Leben in Grenzräumen (*borderlands*) zwischen Mexiko und den USA. Chicanas entwickeln Fähigkeiten und Strategien, Grenzen und soziale Konstrukte zu überwinden. Sie befassen sich mit Zugehörigkeiten und Identitäten, vermischen historische, kulturelle, künstlerische und spirituelle Elemente und erschaffen einen neuen Stil, der für ihr Leben in *borderlands* charakteristisch ist.

Felicia (Fe) Montes zupft ihr rot-blau-grün geblühtes Kleid zurecht und bindet sich das dazu passende Band um den Kopf: „Das ist ein traditionelles Kleid meiner Tarahumara- oder Rarámuri-Vorfahren. Meine Familie stammt aus Chihuahua, Mexiko.“ Es ist der 1. Mai 2011, Felicia befindet sich an der Ecke der beiden Straßen Broadway und Olympic, im Latino-Viertel der Stadt, East Los Angeles, und erklärt die Kunstfigur, die sie kreiert hat: „Das ist Raramujer, das leite ich von der Selbstbezeichnung meiner Vorfahren, den Rarámuri, ab. Außerdem ist das ein Wortspiel: *Rara* bedeutet auf Spanisch komisch oder eigenartig und *mujer* bedeutet Frau. In meiner Figur verbinde ich indigene Elemente mit modernen urbanen Lebensweisen. Ich erfinde eine selbstbewusste indigen-urbane Frau.“

Freunde helfen Felicias Fahrrad aus ihrem Pickup zu heben – ein „getunter“ schwarzer Cruiser. Am Fahrradkorb ist ein Schild mit dem Spruch „Stoppt die Polizeikontrollen!“ angebracht. Ein hilfsbereiter, Spanisch sprechender Anrainer pumpt noch etwas Luft in die dicken Weißrandreifen. Ein paar Straßen weiter hört man Trommelklänge und Trompeten, Menschen in Trachten und Uniformen eilen vorbei: ein paar Leute in weißer bestickter Huicholes-Kleidung, eine Gruppe von Männern in dunklen Zapatist_innen-Uniformen, eine Tanzgruppe mit aztekischen Gewändern und prächt-

gem Federschmuck. Felicia steckt ihren iPod an die mobile Musikanlage im Fahrradkorb an und macht einen kurzen Soundcheck – es kann los gehen! Mehrere tausend Menschen demonstrieren jedes Jahr bei der Mayday Parade in Los Angeles für die Rechte von Immigrant_innen und (illegalisierten migrantischen) Arbeiter_innen mit Sprüchen wie: „Lieber Geld für Arbeitsplätze und Bildung als für rassistische Abschiebungen!“ Raramujer begleitet den Demonstrationszug auf ihrem Fahrrad, sie verteilt Menschenrechtskarten und performt ihre Floetry (gerappte Gedichte) und Hip-Hop-Songs: „In meinen Texten geht es um politische Angelegenheiten, meistens um Dinge

.....
Die Kunstfigur Raramujer verbindet indigene mit modernen Elemente zu einer selbstbewussten, indigen-urbanen Frau.
.....

die uns Chicana-Frauen betreffen, zum Beispiel das kapitalistische System, das Freihandelsabkommen NAFTA, die Immigrationsgesetze hier in den USA, oder die Zapatist_innen-Bewegung in Mexiko. Ich denke, es ist sehr wichtig, dass das persönliche Wachstum und die Veränderung Hand in Hand mit dem Engagement in politischen Bewegungen gehen.“

Felicia ist Mitbegründerin der Mujeres de Maiz (Maisfrauen), einer Künstlerinnen- und Aktivistinnenvereinigung aus Los Angeles. Die Mitglieder der Gruppe bezeichnen sich selbst als „Chicanas“ und als „Women of Color“. „Chicana-Sein bedeutet in den USA zu leben und ein mexikanisches oder mesoamerikanisches Erbe zu haben. Wir versuchen hier eine Verbindung zu unseren indigenen oder präkolumbianischen Wurzeln aufrechtzuerhalten“, sagt Felicia.

Der Begriff „Chicana“ oder seine männliche Form „Chicano“ war früher eine abwertende Bezeich-

nung für mexikanische oder allgemein lateinamerikanische Immigrant_innen und Gastarbeiter_innen in den USA. Im Zuge der Bürgerrechtsbewegung der Chican@s der 1960er und 70er Jahre, erfuhr der Terminus eine positive Neubewertung. Der Begriff gewann eine politische Konnotation und galt von da an als Zeichen der Selbstbestimmung und des kulturellen Stolzes. In der Chican@-Bewegung, die sich aus der Landarbeiter_innenbewegung in Kalifornien herausentwickelte, ging

.....
Der Begriff „Chican@“ war eine abwertende Bezeichnung, den die Bürgerrechtsbewegung positiv umdeutete.
.....

es um die Ausweitung der Rechte und die Verbesserung der Arbeitsbedingungen von Mexiko-Amerikaner_innen und ihres politischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Status. Von Anfang an wurden die Bewegungen, ihre Streiks und Aktionen von Künstler_innen, Wandmaler_innen und Theatergruppen begleitet.

Die Einheit der Bewegung wurde damals vor allem durch eine relativ homogene Identität, ein gemeinsames Bild der Vergangenheit und nationalistische Vorstellungen verstärkt. Die Interessen und Bedürfnisse der weiblichen, homosexuellen und queeren Mitglieder wurden ignoriert. Diese Personengruppe wurde innerhalb der Bewegung nicht als gleichwertig anerkannt. Eine feministische Chicana-Bewegung spaltete sich aufgrund von patriarchalen, machistischen und homophoben Wertvorstellungen, die in der frühen Chican@-Bewegung vorherrschten, davon ab.

Für die Mujeres de Maiz bedeutet der Begriff „Chican@“ vor allem ein gemeinsames Bewusstsein beziehungsweise eine Reihe von geteilten Erfahrungen, die sich durch ähnliche soziokulturelle und historische Kontexte ergeben haben. Damit sind Diskriminierungserfahrungen gemeint, die sie zum Beispiel aufgrund ihrer Hautfarbe, ihrer Herkunft oder ihres Frau-Seins gemacht haben. Kolonialismus-, Imperialismus-, Kriegs-, und Migrationserfahrungen spielen auch eine Rolle. „Wir sind ein sehr offenes Kollektiv; eine kreative Women-of-Color-Vereinigung. Unsere Zielgruppen sind migrantische Communities, Lesben, Schwule und Transgender“, verdeutlicht Felicia Montes. Ihren Namen Mujeres de Maiz, haben die Künst-

lerinnen gewählt, weil sie sich mit der Maispflanze verbunden fühlen. In Mesoamerika gilt der Mais als Lebensgrundlage, in der Mythenwelt ist er allgegenwärtig. „Wir wollen eine Austauschplattform für Women of Color schaffen. Die verschiedenen Maissorten – gelb, rot, blau, schwarz, mit spitzen, langen oder runden Körnern – stehen für die Diversität unserer Gruppe“, erklärt die Künstlerin Margaret Alarcón, ebenfalls Mitbegründerin der Aktivistinnenorganisation. Felicia Montes veranschaulicht die Situation vieler ihrer Mitstreiter_innen: „Die meisten Immigrant_innen und vor allem die Frauen unter uns, erleben sexuelle, physische oder verbale Gewalt. Gerade Frauen werden oft nicht ernst genommen, zum Schweigen gebracht, oder in bestimmte Rollenbilder gedrängt. Da kann kein gesundes Selbstbewusstsein entwickelt werden.“

Laut dem U.S. Census Bureau leben zirka 53 Millionen Menschen hispanischer Herkunft in den USA. Sie bilden somit die größte ethnische Minderheit; die Mehrheit davon machen die Bürger_innen mexikanischer Abstammung aus. Die mexiko-amerikanischen Frauen wiederum stellen die größte und am schnellsten wachsende Gruppe unter den aus Lateinamerika stammenden Menschen in den USA dar. Ihr Bildungsgrad ist meist gering, demzufolge gehören sie zum ärmsten Segment der Bevölkerung.

Ende der 1990er lernten sich die Gründungsmitglieder der Mujeres de Maiz über ihr universitäres Umfeld kennen. „Wir mussten einfach einen

.....
Die Interessen der weiblichen, homosexuellen und queeren Mitglieder wurden in der Chicanobewegung ignoriert.
.....

Raum für junge Frauen schaffen, einen Raum für Bildung, Selbstbestimmung und Kunst. Sie waren unsichtbar und gerade im Kunstbereich vollkommen unterrepräsentiert“, erklärt Margaret Alarcón, und Felicia Montes führt fort: „Wir sahen nie eine Frau auf der Bühne! Wir wollten einen sicheren Zufluchtsort für Women of Color aufbauen, in dem sie sich selbst und ihre Kunst neu erschaffen können.“

Kunst sehen die Mujeres de Maiz als Mittel zur Überwindung von Diskriminierung und zur Aufarbeitung von negativen Erfahrungen. Sie nutzen



Fotos: Lucía Rosati

◀ **Raramujer in Aktion**
Felicia Montes auf der May-day Parade in Los Angeles

die Kunst außerdem zur Vermittlung von Wissen: „Durch unsere Kunst lehren wir Aspekte der Chicana- und der feministischen Theorie, wir sprechen auf verständliche Weise über Sexismus, Rassismus und Homophobie. Wir vermitteln auch Informationen über die eigene Herkunft, Geschichte und Traditionen, sowie über die Gesetze

.....
„In meiner Arbeit möchte ich Brücken bauen zwischen modernen und antiken Lebenswelten, Ländern und Sprachen.“
.....

hier in den USA. Das soll dazu beitragen, dass sich die Zielgruppe selbst kennenlernt, ein Selbstbewusstsein und einen Selbstwert entwickelt“, schildert Felicia.

Die renommierte Chicana-Schriftstellerin, Aktivistin und Philosophin Gloria Anzaldúa beschreibt die Position von Chicanas im Zwischenraum zweier oder mehrerer Länder, Kulturen und Weltanschauungen als Leben in *borderlands*. Das Leben an Grenzen löst einen inneren Konflikt aus und lässt

ein Gefühl der Machtlosigkeit und des Andersseins entstehen. Chicanas identifizieren sich mit ihrem (mestizischen) mexikanischen Erbe, sehen sich aber auch als amerikanische Bürgerinnen; sie fühlen sich nirgends, weder in Mexiko noch in den USA, richtig zugehörig. Anzaldúa beschreibt Chicanas als multiple Persönlichkeiten, die die Fähigkeit haben, auf pluralistische Weise zu agieren. Sie entwickeln Strategien, um sich in unterschiedlichen, teilweise konträren Kontexten zurechtzufinden. In Zwischenräumen erfinden sie sich und ihre Identität(en) ständig neu. Chicanas sind flexibel und entwickeln in den *borderlands* mehrere Perspektiven, wodurch sie als Vermittlerinnen und Übersetzerinnen agieren können.

Die Künstlerinnen und Aktivistinnen der *Mujeres de Maiz* jonglieren mit kulturellen und spirituellen Elementen und integrieren aztekische, indigene mexikanische, nordamerikanische sowie afrokaribische Praktiken in ihre Arbeit. Alejandra Sanchez erklärt: „In meiner Arbeit versuche ich Brücken zu bauen, zwischen privaten und Community-Räumen, zwischen Wissenschafts- und Kunstwelten, zwischen Spiritualität und Aktivismus,



▲ **Bärentanz** In dem Bild vereint die Künstlerin Margaret „Quica“ Alarcón verschiedene indigene Traditionen

zwischen modernen und antiken Lebenswelten, unterschiedlichen Weltanschauungen, Ländern und Sprachen.“ Im Frühjahr 2013 veranstaltete sie eine kreative Schreibwerkstatt für Frauen: *Weaving Words, Creating Worlds: Healing & Empowerment as Women Storytellers* („Worte weben, Welten schaffen: Heilen und Selbstbestimmung als weibliche Geschichtenerzähler“). „Ziel dieses Workshops ist es, Menschen, die keinen Zugang zu kreativen Aktivitäten haben, in ihrer Selbstbestimmung zu unterstützen. Kunst kann eine positive Veränderung für viele Menschen bedeuten. Die Frauen haben die Möglichkeit hier im East Side Café, einem autonomen Community-Raum in ihrer Umgebung, gratis an den Workshops teilzunehmen. Sie können in einem sicheren Umfeld schreiben, ihre Texte publizieren und vor einem kleinen Publikum präsentieren. Hier können sie ihre Fähigkeiten und Talente austesten. Sie können sich austauschen und negative Erfahrungen durchs Schreiben aufarbeiten“, beschreibt Alejandra die Ziele ihrer Schreibwerkstatt.

Gleich zu Beginn des Workshops schreibt Alejandra ein Yoruba-Sprichwort an die Tafel, um den Schreibprozess zu initiieren. Im weiteren Verlauf werden Geschmack-, Geruch-, und Tastsinn stimuliert und afro-kubanische und aztekische Tänze getanzt, um locker zu werden und den gesamten Körper und die Kreativität anzuspornen. „Wir arbeiten viel mit persönlichen Geschichten, mit den

Erzählungen unserer Ahnen und den Erfahrungen der Community. Es geht bei diesen Workshops um persönliche Genesung, um soziale Gerechtigkeit und die Zurückerlangung von indigenen Lebensweisen“, erklärt die Workshopleiterin.

Margaret „Quica“ Alarcón versucht in ihrer bildnerischen Arbeit ebenfalls die Geschichte ihrer Ahnen visuell zu übersetzen, zu dokumentieren und neu zu interpretieren. „Ich bringe meinen Körper ins Bild und übertrage die Geschichte in einen persönlichen und zeitgenössischen Kontext.“ In ihrem Gemälde *Bear Dance* (Selbstporträt) bildet sie einen Bären ab, der mit seiner rechten Tatze eine weibliche Silhouette umarmt. Der Bär repräsentiert eine von nordamerikanischen Ute-Gesellschaften veranstaltete Bärenanz-Zeremonie, der sie in Kalifornien beigewohnt hat. In ihrem Werk befasst sich die Künstlerin mit der Heilung von Körper und Seele mit Hilfe antiker spiritueller Praktiken, wie dem präkolumbianischen Temazcal. Das zeremonielle Dampfbad oder die traditionelle Schwitzhütte hat therapeutische und spirituelle Funktionen und wird zur Reinigung und Heilung angewendet. Gleichzeitig stellt Margaret eine Verbindung zwischen verschiedenen traditionellen Praktiken her: „Die Form des Bären stellt das mesoamerikanische Bildzeichen Tepetl dar, das ‚Hügel‘ oder ‚heiliger Ort‘ bedeutet. Andererseits repräsentiert die Form auch ein Temazcal und ein Inipi, eine Lakota-Schwitzhütten-Zeremonie.“

„In Temazcal-Zeremonien kommt es oft zu Momenten der Selbsterkenntnis, und es können starke Emotionen hervorgerufen werden“, führt Margaret fort. Die aztekische Figur rechts unten repräsentiere Vergangenes und damit zusammenhängende Schmerzen und Traumata. „Als Überlebende menschlicher Grausamkeiten teilen wir die Traurigkeit mehrerer Generationen. Die weinende Steinfigur repräsentiert diese geteilte Traurigkeit“, so Margaret. In diesem Jahr bauen die Mujeres de Maiz unter dem Motto „Gute Kunst ist gute Medizin“ mit multimedialen Events, Ausstellungen, Workshops, (politischen) Aktionen und ihrer Publikation *Flor y Canto* („Blume und Gesang“) weiter an ihrer Lebenswelt im Zwischenraum – um sie anderen zu öffnen.

// **Lucia Rosati**

Weitere Informationen:

<http://www.mujeresdemaiz.com>

<https://www.facebook.com/mujeresdemaizpage>

„SUCHE NACH EINER OFFENEREN GESELLSCHAFT“

INTERVIEW MIT JULIO CÉSAR CAMPOS CUBÍAS UND SERGIO GALLARDO GARCÍA, DEN GRÜNDERN DES KOLLEKTIVS LGBT IN MEXIKO-STADT

Migrant_innen ohne regulären Aufenthaltsstatus sind in Mexiko schwerwiegenden Menschenrechtsverletzungen ausgesetzt. Nicht-heterosexuelle Migrant_innen sind davon besonders betroffen. Sie sind zusätzlich mit lesbo-, homo-, bi- und transphober Gewalt konfrontiert. Im Gespräch mit den LN berichten Julio César Campos Cubías und Sergio Gallardo García wie sie sich mit dem Colectivo Migrantes LGBT für deren Rechte und eine offenere Gesellschaft einsetzen.

In Mexiko gibt es schon viele Organisationen zur Verteidigung und Unterstützung von Migrant_innen. Wieso haben Sie nun Migrantes LGBT (Aus dem Englischen, lesbian, gay, bisexual, trans*; Anm. der Red.) gegründet?

Julio César Campos Cubías: Wir möchten die Lücke schließen, die durch die fehlenden Initiativen zum Schutz nicht-heterosexueller Migrant_innen bestehen. Deswegen haben wir uns am 21. Januar 2014 offiziell zusammengetan. Der mexikanische Staat und seine Institutionen setzen sich nicht für die Menschenrechte dieser Personen ein. Dies wäre aber aufgrund der doppelten Vulnerabilität dieser Gruppe besonders dringlich: Die Situation von Diskriminierung und Homophobie ist nämlich nicht nur Grund für ihre Entscheidung zu migrieren, sondern sie erleben sie auch konstant auf ihrem Weg nach, durch und in Mexiko.

Sergio Gallardo García: Die Organisierte Kriminalität, genauso wie die Ignoranz und Gewalt von Polizist_innen und Beamt_innen oder gar anderer Migrant_innen sind der Grund für ihre besondere Schutzbedürftigkeit. Neben Frauen und Kindern ohne Begleitung ist es genau diese Gruppe, die von gewalttätigen, vor allem sexuellen Übergriffen, Menschenhandel und alltäglichen Angriffen in den Herbergen und Institutionen betroffen ist.



.....

JULIO CÉSAR CAMPOS CUBÍAS UND SERGIO GALLARDO GARCÍA

gründeten gemeinsam das Kollektiv Migrantes LGBT. Sie unterstützen in Allianz mit Casa Refugiados, einem Programm des Flüchtlingshilfswerks der Vereinten Nationen (UNHCR), nicht-heterosexuelle Migrant_innen. Sergio ist Soziologe, Experte in koreanischer Migration und Integrationsprozessen in Mexiko. Julio kommt aus El Salvador, wo er vom Organisierten Verbrechen bedroht wird. Er versucht bislang vergeblich, Asyl in Mexiko zu beantragen.

.....

Wie genau sieht die Situation der nicht-heterosexuellen Migrant_innen in Mexiko aus?

S.G.: Hauptbeweggrund für die Migration nicht-heterosexueller Migrant_innen ist mit Sicherheit ihre Suche nach einer offeneren Gesellschaft. Nach einem Ort, an dem sie sich nicht mehr verstecken müssen, um nicht alltäglicher Gewalt und Diskriminierung ausgesetzt zu sein. Obwohl es in Mexiko, vor allem in der Hauptstadt, bereits zahlreiche Gesetze und politische Initiativen zum Schutz der LGBT-Bevölkerung gibt, ändert dies bisher wenig an der tatsächlichen Situation. Welt-

weit ist Mexiko das Land mit der zweithöchsten Rate an Hassmorden. Einer der Hauptgründe ist die tief verwurzelte Lesbo-, Homo-, Bi- und Transphobie der Menschen.

J.C.: Ein wichtiger Aspekt ist auch, dass viele Migrant_innen keine Papiere haben und deswegen Ausbeutung und Ausgrenzung ausgesetzt sind. Wenn sie nicht selbst Opfer werden, schließen sie sich oft Drogen- oder Menschenhändler_innenbanden an. Diese Situation betrifft besonders häufig nicht-heterosexuelle Migrant_innen, denen von der Gesellschaft von vornherein Arbeiten mit einem hohen Risiko, insbesondere die Prostitution, zugeschrieben werden. Deshalb sehen sie sich besonders oft gezwungen, auf der Straße zu leben oder in bestimmten Milieus zu verkehren. Dies wiederum erhöht ihre Kriminalisierung und Stigmatisierung seitens der Gesellschaft.

Wer ist Teil des Kollektivs und wie arbeiten Sie?

J.C.: Wir sind Jugendliche unterschiedlicher Nationalitäten, Geschlechtsidentitäten und sexueller Orientierungen. In Zusammenarbeit mit der Zivilgesellschaft versuchen wir, die Sichtbarkeit und letztlich die Integration von nicht-heterosexuellen Migrant_innen zu fördern. Wir unterstützen insbesondere Migrant_innen aus Zentralamerika auf ihrem Weg in die USA und bei ihrer Ankunft in Mexiko. Aber auch Geflüchtete aus anderen Ländern, die Asyl in Mexiko beantragen wollen. Wir sind der Meinung, dass jeder Mensch das Recht auf ein würdiges Leben hat. Deswegen bietet unser Kollektiv dieser Gruppe von Migrant_innen humanitäre Hilfe an, die auf ihre spezifischen Anliegen gerichtet ist: Neben akuten Sachleistungen, leiten wir die Migrant_innen an sensibilisierte Herbergen und andere Stellen weiter, die legale und psychologische Unterstützung geben können.

Können Sie das an einem Beispiel etwas genauer ausführen?

J.C.: Es gibt verschiedene Fälle: Zum einen gibt es Personen, die mit konkreten Problemen persönlich an uns herantreten. Häufig fragen sie sich vor allem, ob sie in Mexiko bleiben oder besser versuchen sollen, ihren Weg in die USA fortzusetzen. Es gibt aber auch Fälle, die von Organisationen vertreten werden. Einer dieser Fälle ist Ender, ein 32-jähriger Salvadorianer, der nach Mexiko kam, weil er in El Salvador als politischer Akti-

vist für LGBT-Rechte verfolgt wurde. Obwohl Vorschriften der Nationalen Migrationsbehörde (INM) vorsehen, dass Migrant_innen nicht länger als 48 Stunden festgehalten werden dürfen, verhafteten sie Ender und sperrten ihn sieben Monate unter menschenunwürdigen Bedingungen ein. In Zusammenarbeit mit einer Anwältin und drei weiteren Kollektiven haben wir innerhalb eines Monats seine Freilassung erwirkt. Grundlegend war dabei nicht nur der politische und mediale Druck, den wir auf das INM, die Nationale Menschenrechtskommission und das salvadorianische Konsulat ausüben konnten, sondern vor allem auch die öffentliche Anklage in sozialen Netzwerken.

Welche weiteren Möglichkeiten nutzt das Kollektiv, um die Sichtbarkeit des Phänomens in der Gesellschaft zu erhöhen?

S.G.: Wir versuchen vor allem, durch Aktivitäten in sozialen Netzwerken die Menschen zu sensibilisieren und informieren. Außerdem organisieren wir Ausflüge zu Herbergen, Universitäten und Museen. Andere Veranstaltungen, die von uns durchgeführt werden, sind beispielsweise Filmzyklen mit anschließender Diskussion oder punktuelle Beiträge z.B. am Internationalen Tag des Kampfes gegen Homophobie oder der Demonstration für LGBT-Rechte in Mexiko-Stadt am 28. Juni.

Was müsste sich konkret verändern, damit die Rechte der nicht-heterosexuellen Migrant_innen in Mexiko respektiert werden?

S.G.: Wir setzen uns dafür ein, dass die Rechte, die die LGBT-Bewegung in Mexiko-Stadt in den letzten Jahren erkämpft hat, für alle gelten – ob arm oder reich, indigen oder mestizisch, und eben auch für Migrant_innen. Wir wollen, dass die Gesellschaft versteht, dass ebenso wie die Migration ein vielfältiges Phänomen ist, die Menschen, die migrieren, unterschiedliche Gründe und Ziele, genauso wie Geschlechtsidentitäten und sexuelle Orientierungen haben. Deswegen wollen wir Weiterbildungen für die Beamten_innen, speziell des INM und der Mexikanischen Kommission für Flüchtlingshilfe (COMAR) anbieten. Wir würden hier gerne gemeinsam mit ihnen eine gerechtere Migrationspolitik erarbeiten, die nicht nur nicht-heterosexuelle Migrant_innen, sondern auch andere Gruppen wie Indigene und Kinder ohne Begleitung umfasst.

// Interview: Rabea Weis

WO IST MEIN KIND?

AUSZUG AUS DER PREISGEKRÖNTEN REPORTAGE DES MEXIKANISCHEN JOURNALISTEN
EMILIANO RUIZ PARRA

Zwischen Oktober und November des Jahres 2012 haben 38 Mütter aus Zentralamerika auf der Suche nach ihren vermissten Angehörigen Mexiko durchquert. Schätzungen gehen davon aus, dass dort bis zu 70.000 Migrant_innen aus Mittel- und Südamerika spurlos verschwunden sind.

„Dieses Mädchen dort drüben gleicht meiner Tochter, ja, sie gleicht ihr wirklich sehr... ob sie es wohl ist?“, fragte sich María Eugenia Barrera, während sie auf ein Mädchen zeigte, das etwa zwanzig Meter entfernt am Boden saß. Um den Hals von María Eugenia Barrera hing eine Fotografie, groß wie ein Blatt Papier. Darauf zu sehen war das Gesicht einer lächelnden jungen Frau, ihrer siebzehnjährigen Tochter Clementina Lagos Barrera, die am 9. November des Jahres 2003 ihr Haus im nicaraguanischen Chinandega verließ und nie mehr zurückkehrte. Die vorerst letzte Spur von Clementina Lagos führte zu Menschenhändler_innen und Netzen der Zwangsprostitution in Tapachula, Chiapas.

„Ich bin mir nicht sicher, ob sie es wirklich ist, sie gleicht meiner Tochter aufs Haar, nur die Nase ist anders...“, fügte María Eugenia, mehr zu sich selbst, hinzu. Es war ein Sonntagmorgen, der 28. Oktober 2012. Auf den Treppen vor der Basilika der Jungfrau von Guadalupe, im Norden von Mexiko-Stadt gelegen, ruhte sich María Eugenia Barrera aus, zusammen mit etwa zehn weiteren Frauen aus Nicaragua, Honduras, Guatemala und El Salvador. Diese Frauen waren Teil einer 38-köpfigen Gruppe von Zentralamerikaner_innen, deren Angehörige in Mexiko verschwunden sind. In zwei Reisebussen hatte die Gruppe auf der Suche nach ihren Kindern, Geschwistern oder Ehemännern bereits drei Viertel des Landes durchquert. Wie María Eugenia Barrera trugen auch diese Frauen vergrößerte Fotografien ihrer Angehörigen um den Hals. An 23 Orten im ganzen Land machten die Busse halt, und jedes Mal stiegen die

Frauen aus, in ihre Landesflaggen gehüllt, zeigten die Fotografien ihrer vermissten Angehörigen und riefen gemeinsam: „Lebend gingen sie – lebend wollen wir sie wiedersehen!“ Im nun achten Jahr in Folge hat die Caravana de Madres de Centroamericanos Desaparecidos en Tránsito por México („Karawane von Müttern verschwundener Zentralamerikaner_innen auf dem Weg durch Mexiko“) zwischen dem 15. Oktober und dem 3. November Mexiko von Guatemala her kommend durchquert, diesmal bis in nördliche Städte wie Reynosa, Monterrey, Saltillo und San Luis Potosí. Dank der Karawane haben fünf der 38 Mütter ihre vermissten Angehörigen gefunden. Einige Mütter konnten wenigstens neue Spuren ausfindig machen, die meisten aber gingen wieder, wie sie gekommen waren: mit leeren Händen.

Nach einigen Minuten der Unentschlossenheit fasste sich María Eugenia Barrera ein Herz und ging zu diesem Mädchen, das ihrer Tochter so stark glich, allerdings nicht alleine. Eine junge Mexikanerin begleitete sie und schilderte die letztlich enttäuschend verlaufene Begegnung folgendermaßen: „Auf dem Weg zu ihr blieb María Eugenia hinter mir und hielt die ihr um den Hals hängende Fotografie mit beiden Händen fest. Das Mädchen hatte ein Kleinkind in den Armen, vollständig in Weiß gekleidet, ganz so, als wäre es eben erst getauft worden. Ich entschuldigte mich für die Störung und sagte ihr, dass María Eugenia ihre Tochter vor einigen Jahren aus den Augen verloren hätte und sie in ihr eine große Ähnlichkeit sehen würde. Das Mädchen sagte ihren Namen, versuchte zu lächeln und schüttelte den Kopf. María Eugenia akzeptierte, dass es sich nicht um ihre Tochter handelte, wir bedankten uns trotzdem und gingen. Das Mädchen sah uns an, eher traurig denn unbehaglich. Ihre Versuche zu lächeln, wollten nicht gelingen.“

María Eugencias Tochter Clementina Lagos Barrera hatte ihr Heim im Viertel Rafaela Herrera in Chinandega in der Nacht des 9. November 2003



▲ Wo sind sie? Fotos von Verschwundenen in Mexiko-Stadt

verlassen. Sie war 17 Jahre alt und Mutter von elfmonatigen Zwillingen, die aus der Vergewaltigung durch einen Nachbarn resultierten. Ihre Mutter María Eugenia hatte den Mann ins Gefängnis gebracht und ihr mit dem Gleichen gedroht, falls sie eine Abtreibung vornehmen ließe. „Hier sind deine Töchter. Wenn du sie schon so gerne magst, dann zieh du sie groß!“, warf Clementina ihrer Mutter nach der Geburt an den Kopf und überließ ihr die Säuglinge. Am Nachmittag ihres Verschwindens erreichten Clementina zwei Telefonanrufe. In einem wurde ihr ein Geschäft unbekannter Natur angeboten. Als es dunkel wurde, war sie schon weg.

María Eugenia folgte den Spuren, die sie zur Hand hatte. Sie fand heraus, dass ihre Tochter in der Hauptstadt Managua gesehen worden war. Sie bezahlte zwei Polizisten, die sie zu einem getarnten Lokal führten, welches nach außen die Fassade einer Anwaltskanzlei vorspiegelte. Aber sie kamen zu spät und fanden nur leere, verlassene Räume vor. Die Nachbarn versicherten ihnen jedoch, dass dort wirklich junge Frauen festgehalten wurden und eine davon derjenigen auf María Eugencias Foto stark geglichen hätte. „Dies ist wohl

ein Fall von Menschenhandel. An Ihrer Stelle würde ich in El Salvador weitersuchen“, sagte einer der Polizisten. María Eugenia Barrera verkaufte ihr Haus und mit dem Erlös setzte sie die Suche nach Clementina fort. Mit dem Foto ihrer Tochter um den Hals durchstreifte sie Straßen und Parks und befragte die Leute. Ein Mann sprach sie an: „Ich habe dieses Mädchen schon gesehen, und zwar im Nachtclub El 2 de Oros. Sie bot sich dort an, ich lud sie auf ein Bier ein und tanzte Reggaeton mit ihr. Leider hatte ich die 50 Dollar nicht, um mit ihr aufs Zimmer zu gehen.“ María Eugenia selbst war damals erst 33 Jahre alt und verfügte noch über einen gut erhaltenen Körper. Dazu war sie groß gewachsen und hellhaarig, womit sie für die Arbeit im Nachtclub El 2 de Oros attraktiv genug war. Durch die Anstellung als Tänzerin und Prostituierte erhoffte sie sich, ihre Tochter dort zu finden. „Schön zurechtgemacht und dazu noch nachts lassen sich die Jahre gut kaschieren“, sagte ihr die Bordellchefin aus Nicaragua. Drei Tage später merkte María Eugenia jedoch, dass sich ihre Tochter nicht mehr dort, sondern vielleicht in einem anderen Nachtclub derselben Mafia aufhielt und flüchtete aus dem Etablissement.



Fotos: Víctor M. Espinosa, CC BY-NC 2.0

▲ Lange Suche Mütter erinnern an ihre verschwundenen Kinder

Nach wenigen Tagen wurde sie von drei Männern aufgespürt und als Rache für die Flucht aus dem Nachtclub geschlagen und vergewaltigt – aber am Leben gelassen. Ihre Suche führte María Eugenia anschließend nach Guatemala, wo Leute vor einem weiteren Nachtclub Clementina auf dem Foto erneut erkannten. „Ja, sie war hier, ist aber mit einem Mexikaner fortgegangen“, sagten sie María Eugenia, „sie wollte in Tecún-Umán über die Grenze, trug jedoch keine Papiere bei sich“.

Auf der Suche nach ihrer Tochter trennte sich María Eugenia von ihrem Mann, der nicht der Vater von Clementina war, und heiratete einen Salvadorianer. Während Jahren verband sie die Suche nach neuen Spuren mit ihrem Lebensunterhalt, der Herstellung und dem Verkauf von *dulces de leche*, Süßspeisen aus Milch, Zucker und Vanille. Im Jahr 2011 erhielt sie einen Platz in der Karawane Paso a Paso hacia la Paz („Schritt für Schritt zum Frieden“), der siebten Karawane von Müttern von Verschwundenen, die durch Mexiko zog und dabei am 13. November in Tapachula halt machte. Dort traf María Eugenia zwei Frauen, die neue Hoffnung aufkommen ließen, als sie ihr sagten, dass eine ihrer Tochter sehr ähnlich sehende

junge Frau im Viertel 5 de febrero in einem Haus mit auffälliger, roter Tür wohnen würde. María Eugenia machte sich sofort auf den Weg dorthin und klopfte an die Tür. Ein gewalttätiger und aufgebracht Mann mit hellem Haar und von großer Statur öffnete ihr, stritt aber jede Verbindung mit Clementina ab und drohte María Eugenia mit einer Anzeige. „Ich möchte sie ja gar nicht mitnehmen, ich werde das Leben respektieren, das Clementina jetzt führt, nur sehen möchte ich sie“, bat die Mutter. „Ich werde Sie wegen Verleumdung und Beleidigung gerichtlich belangen“, erwiderte der Mann und schlug die Tür zu. Ein Jahr später – María Eugenia Barrera hatte sich auf der Suche nach ihrer Tochter zum zweiten Mal einer Karawane angeschlossen, die auch in Tapachula halt machte – fragte sie die Leute erneut nach Clementina. Wieder wurde sie erkannt, niemand konnte aber Genaueres sagen. María Eugenia verließ den Ort mit dem Gefühl, dass ihre Tochter noch am Leben war.

Auf den Treppen vor der Basilika der Jungfrau von Guadalupe sitzend, ließ eine alte Frau die Zeit verstreichen. Am Morgen hatte man ihr, Teodora Naméndiz, die Neuigkeit überbracht, dass

ihr seit 32 Jahren vermisster Sohn Dionisio Francisco Cordero Ñaméndiz am Leben und am Hafen von Veracruz gesehen worden sei. Er führe ein einfaches Leben als Fliesenleger und Familienvater. In etwas mehr als 24 Stunden würde Teodora Ñaméndiz ihren Sohn wiedersehen, in Tierra Blanca im Bundesstaat Veracruz, wo die Karawane ihren nächsten Halt einlegen würde. Die Spur von Francisco hatte sich drei Jahrzehnte

.....
Als Tänzerin und Prostituierte erhoffte sie sich, ihre Tochter zu finden.
.....

zuvor verloren nachdem er einen ersten und einzigen Brief an seine Familie geschickt hatte, mit Stempel aus Veracruz. Seitdem schrieb er nicht mehr und rief auch nicht an. Seine Geschwister nahmen an, dass er nicht mehr am Leben wäre. Der Brief, den seine Mutter aufbewahrte, war für Rubén Figueroa ein erster Hinweis auf der Suche nach Francisco. Rubén Figueroa ist als Mitglied der Menschenrechtsbewegung Movimiento Migrante Mesoamericano auf das Wiederfinden von verschwundenen Migrant_innen in Mexiko spezialisierten. Franciscos Adresse in Veracruz stimmte nicht mehr, doch ehemalige Nachbar_innen versuchten weiterzuhelfen. Aus falschen Spuren wurden verheißungsvolle Fahrten, bis Rubén Figueroa in Veracruz schließlich einen Mann namens Francisco aufspürte, der mit ausländischem Akzent sprach. Dieser wählte sich zuerst als Opfer eines Erpressungsversuchs, bis Rubén Figueroa ihn bei seinem zweiten Namen Dionisio nannte. Diesen hatte Francisco während der ganzen Zeit in Mexiko nie benutzt, weder seine Frau noch seine Kinder kannten den Namen, ja er war sogar aus seinen neuen mexikanischen Papieren verschwunden. Stunden später sagte Dionisio Francisco: „Ich dachte, meine Mutter sei schon vor Jahren gestorben, weil die Briefe, die ich schickte, immer zurückkamen. Ich hörte schließlich auf damit, auch weil ich nicht immer das Gleiche schreiben wollte.“ Schon den ganzen Morgen über hatte Teodora Ñaméndiz auf der Treppe der Basilika versucht, sich das Wiedersehen mit ihrem Sohn in verschiedenen Weisen vorzustellen. Manchmal dachte sie, dass sie ihm die Ohren langziehen und ihn fragen würde, warum er sich denn so lange nicht gemeldet hätte. Dann wie-

derum äußerte sie sich gnädiger, sie würde ihm sagen, sie fühle sich jetzt als glücklichste Frau der Welt, Gott und der Karawane sei Dank. Beim Wiedersehen 24 Stunden später tat sie dann beides, umringt von einem Dutzend Fotograf_innen konfrontierte sie ihren Sohn mit milden Vorwürfen und umarmte ihn lange.

Dionisio Francisco Cordero Ñaméndiz war früher ein einfacher Bauer in Chinandega. Mit 19 Jahren schloss er sich der Armee an, kämpfte gegen die Rebellen der „Sandinistischen Nationalen Befreiungsfront“, welche schließlich als Sieger aus dem Kampf hervorgingen. Verletzt und verängstigt flüchtete er auf einem Boot nach El Salvador und setzte die Reise in Richtung Norden fort, bis er sich in Veracruz niederließ und jenen Brief an seine Mutter schrieb. Er wusste damals lediglich, dass sie schwer krank war. Als dann seine Briefe von der Post immer wieder zurückgeschickt wurden, gab er auf und hielt seine Mutter für tot. Francisco Cordero versprach, sie in spätestens 18 Monaten in Chinandega zu besuchen, wenn sein jüngerer Sohn die Schule abgeschlossen und er etwas Geld gespart hätte. Seine Mutter indessen würde schon vorher nach Chinandega zurückreisen und ihre Arbeit wieder aufnehmen, nämlich *frescos* zuzubereiten, Erfrischungsgetränke verschiedenster Fruchtaromen, die sie vor ihrem Haus für fünf Córdoba oder umgerechnet 20 Cents verkauft.

**// Emiliano Ruiz Parra
Übersetzung: Alois Vontobel**

Dieser Text ist ein Auszug aus der Reportage *¿Dónde está mi hijo?*, die im Dezember 2012 in der Zeitschrift *Gatopardo* abgedruckt wurde. Die Reportage wurde 2013 mit dem Walter-Reuter-Medienpreis ausgezeichnet, den die Deutsche Botschaft, das Goethe-Institut, die deutsch-mexikanische Handelskammer sowie die deutschen politischen Stiftungen in Mexiko an mexikanische Journalist_innen vergeben.

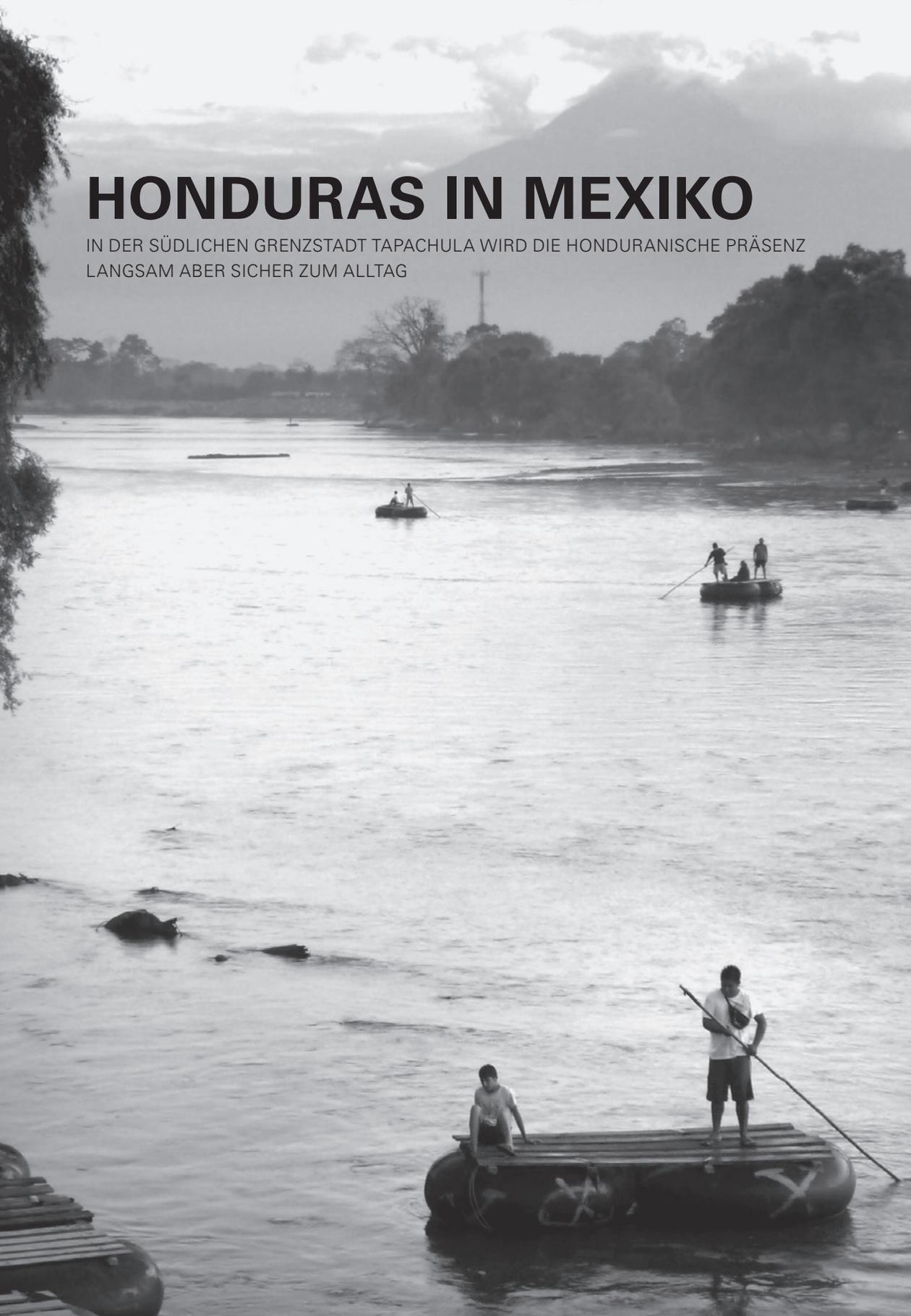
Langer Kampf ►
„Das Wiedersehen mit deinem Kind
wird deine Mühen belohnen“



MADRES DE
MIGRANTES DESAPARECIDOS:
TU CANSANCIO TENDRA
RECOMPENSA EN EL
REENCUENTRO
CON TU HIJ@

HONDURAS IN MEXIKO

IN DER SÜDLICHEN GRENZSTADT TAPACHULA WIRD DIE HONDURANISCHE PRÄSENZ
LANGSAM ABER SICHER ZUM ALLTAG



Mexiko war in den letzten beiden Jahrzehnten Transitland für Hunderttausende Menschen aus Honduras auf dem Weg in die USA. Doch immer repressivere Migrationskontrollen, Übergriffe und Entführungen durch kriminelle Banden und Drogenkartelle haben den Amerikanischen Traum zum mexikanischen Alptraum werden lassen. Dennoch bleibt vielen Honduraner_innen keine Alternative, als ihr Land zu verlassen. Seit dem Putsch durch die rechte Elite im Jahr 2009 sind die Zahlen von Armut und Gewalt in dem mittelamerikanischen Staat nochmals in die Höhe geschneilt. Für viele stellt Mexiko nun eine Möglichkeit für den Neuanfang dar: nicht zu weit weg von Honduras, doch in Sicherheit und mit relativen Aufstiegschancen für Auswander_innen.

Doña Nora sitzt unter einem bunten Sonnenschirm. Denn in der Sackgasse, die zur Migrationsbehörde führt, brennt unbarmherzig die Mittagssonne nieder. Der Strom für Laptop und Drucker kommt aus dem Schnellrestaurant hinter ihrem kleinen Stand. An diesem Morgen sind ihre Dienste viel gefragt: Von Männern und Frauen, zumeist aus Mittelamerika und vor allem aus Honduras, denen Nora Rodríguez zielstrebig beim Ausfüllen der Internetformulare hilft.

Doña Nora ist stets modisch gekleidet, ein breiter Gürtel liegt um ihre Hüften. Ihre Wimpern sind dicht getuscht. Wenn sie von ihrer eigenen Migration erzählt, treten Tränen darunter hervor. Vor zehn Jahren ist sie aus Honduras aufgebrochen, um ihre Kinder durchzubringen. In die USA zu gelangen, war ihr Traum. Damit scheiterte sie schon an der zweiten Grenze, die sie überquerte. „In Tapachula hatte ich kein Geld mehr, aber mit „La Bestia“, dem Güterzug, weiter Richtung Norden zu reisen, traute ich mich nicht.“ Dieser ist oft das einzige Transportmittel, das Abertausenden Migrant_innen aus Mittelamerika auf dem Weg durch Mexiko bleibt – abseits der Landstraßen, die von der Migrationspolizei kontrolliert werden.

Nora Rodríguez begann damals als Hausmädchen in Tapachula, im südlichsten Zipfel des mexikanischen Bundesstaates Chiapas, zu arbeiten.

„Doch als Migrantin versuchen viele Leute, sich an einem zu bereichern.“ Oftmals wurde ihr der Lohn vorenthalten. „Es war eine schwere Zeit“, seufzt sie. Fast jeden Tag wird sie daran zurück erinnert, wenn sie anderen Migrant_innen dabei hilft, eine Arbeitserlaubnis in Mexiko zu erhalten – und damit bessere Jobaussichten zu angemessenen Löhnen. Denn Rechtlosigkeit und Rassismus gehen oft Hand in Hand. „Egal wie lange wir hier schon leben, ob Jahre oder Jahrzehnte: Sie sehen uns nie einfach nur als Menschen, sondern immer als Migranten, die sie mit einem Haufen von Vorurteilen überschütten.“

Zunächst war Doña Noras selbstgewählte Tätigkeit einfach eine Chance, abseits ausbeuterischer und diskriminierender Arbeitsverhältnisse ein Einkommen zu schaffen. Schnell entwickelte sie Herzblut, ihren *paisas*, ihren Landsleuten durch den Wust der zur Legalisierung notwendigen Anforderungen und Unterlagen zu helfen. In Mexiko ist es tatsächlich in wenigen Jahren möglich, eine permanente Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen, und mit dem Nachweis von stabilen Arbeits- oder Familienverhältnissen sogar relativ bald die Staatsbürgerschaft zu erlangen. Haupthindernis sind dabei die kafkaesk anmutenden Praktiken der staatlichen Migrationsbehörde INM, die französische Sprachlehrer_innen wie honduranische Bauarbeiter_innen gleichermaßen verzweifeln lassen.

Doch für Letztere lasten die Unkosten der Legalisierung schwerer auf der schmalen Geldbörse. „Früher waren 500 Pesos pro Jahr zu zahlen, heu-

.....
„Kaum eine Familie in Tapachula blickt auf rein mexikanische Vorfahren zurück.“
.....

te sind es mehr als 3000 Pesos.“ Die umgerechnet knapp 200 Euro sind eine Hürde für die Mehrheit der Migrant_innen, die sich im informellen Sektor gerade so durchschlagen. Diese versucht Nora Rodríguez zu organisieren. Die sozialen Netze, die sich über die Jahre rund um eine Handvoll Herbergen und das honduranische Konsulat gebildet haben, sind mittlerweile über ganz Tapachula gespannt.

In den mexikanischen Medien und in der Gesellschaft hingegen würde Migration zumeist als etwas Skandalöses und höchst Dramatisches dargestellt, bekundet die Soziologin Carmen Fernández,

◀ **Nächste Station Tapachula**

Menschen überqueren den Fluss Suchiate zwischen Guatemala und Mexiko



Fotos: Kathrin Zeiske

▲ **Gegen Ausbeutung und Menschenhandel** Honduraner_innen in Tapachula demonstrieren für ihre Rechte

die am Studienzentrum CIESAS forscht und lehrt. „Berichtet wird über Zugunfälle und ruchlose Schlepper, über menschliche Tragödien und kriminelle Netzwerke. Doch es gibt auch eine Migration, die ganz alltäglich und still vor sich geht. Menschen entscheiden sich zum Leben im Nachbarland und bauen sich ganz allmählich eine Existenz auf. Und in der südlichen Grenzregion Mexikos kann man deswegen seit ein paar Jahren honduranische *baileadas* zu essen finden und Samstagabends wird *punta* auf der Tanzfläche gespielt.“

Die schnellen Rhythmen von der honduranischen Karibikküste erklangen zunächst in den ausgedehnten Rotlichtzonen in und um Tapachula. Dort sind fast ausschließlich Frauen aus Mittelamerika, in der Mehrheit aus Honduras, angestellt. Denn infolge der Illegalisierung durch die regionale US-Migrationspolitik, die Mexiko zu einem Filter auf dem Weg in die USA macht, wird Mittelamerikanerinnen in anderen Bereichen kaum Arbeit angeboten. Im Umkehrschluss wird in einer Verknüpfung rassistischer und sexistischer Vorurteile in der mexikanischen Grenzregion angenommen, dass Frauen aus Honduras „besonders freizügig“ wären. Die Exotisierung der südlichen Nachbarinnen stachelt die Begierde mexikanischer Männer an, die die Prostitution in der Grenzregion nicht

selten als ganz normale Abendveranstaltung wahrnehmen. Die überdimensionale Nachfrage nach Minderjährigen wird dabei nicht selten mit der angeblichen „Frühreife der Honduranerinnen“ gerechtfertigt.

Viele tapachultekische Frauen sprechen davon, dass „Honduranerinnen Ehemänner rauben“. Das Zusammenspiel von *machismo* und *marianismo* wird hier gewahrt: Ehefrauen und Mütter werden zu „Heiligen“, zur Maria, Mutter Gottes, stilisiert, während Sexualität und Lust als rein männlich definiert und von Männern mit „Huren“ abseits des Ehebetts in Motels und Bordellen ausgelebt werden. Geschlechterbilder, an denen die Gesellschaft in der Grenzregion krankt.

Doch Prostitution findet auch in heruntergekommenen Pensionen und auf öffentlichen Plätzen im Stadtzentrum Tapachulas statt. Hier sind auch männliche migrantische Jugendliche, die auf der Straße leben, zu finden. Denn immer mehr Kinder und Jugendliche fliehen vor der Gewalt der Jugendbanden in Mittelamerika. Diese führen in den marginalisierten Vierteln Zwangsrekrutierungen durch und haben engmaschig ihre Territorien abgesteckt. Das bringt die Jugendlichen, die sich über die unsichtbaren Grenzen hinausbewegen, als vermeintliche Spitzel in die Schusslinie der feindlichen Bande.

In der Straßenkinderherberge *Todo por Ellos* finden die minderjährigen Geflüchtete Unterschlupf. Die meisten von ihnen kommen aus Honduras. „Auf der Straße sind sie Ausbeutung und sexuellen Übergriffen seitens Polizei und Passanten schutzlos ausgeliefert“, berichtet Prediger Ramón Verdugo, der Leiter der Herberge. Doch immer öfter stehen ganze Familien vor seiner Tür. Wie Ingrid und Jorge, die mit ihren beiden kleinen Kindern aus dem honduranischen San Pedro Sula geflohen sind. „Unser vages Ziel war die USA. Doch jetzt überlegen wir, hier in Tapachula zu bleiben und einen Asylantrag zu stellen“, erzählt Ingrid.

Ramón Verdugo hat ihnen vorübergehend ein Dach über dem Kopf gewährt. Vor einem Jahr musste er selbst in die USA fliehen, da er die Verstrickungen der Stadtregierung in die Ausbeutung von minderjährigen Guatemalteq_innen öffentlich machte. Diese Kinder und Jugendlichen, die Tag und Nacht an jeder Straßenampel Tapachulas Kaugummis und Zigaretten verkaufen, sind so omnipräsent wie unsichtbar in der Stadt. Niemand grüßt sie, wie es sonst zum höflichen Standard gehört, doch alle nehmen ihre Serviceleistungen in Anspruch. Dass sie keinen mexikanischen Pass besitzen, scheint jegliches Mitgefühl der sonst vor Kinderliebe überschäumenden Bevölkerung wegzuwischen.

Dabei gehört die chiapanekische Küstenregion erst seit 172 Jahren zu Mexiko und die Grenzlinie zum ehemaligen Vaterland Guatemala, die heute keine halbe Autostunde von der Stadt entfernt ist, wurde erst im Jahr 1882 endgültig festgelegt. Und nicht nur Tapachula, sondern auch die Kleinstädte entlang der Tiefebene der Pazifikküste sind durch die letzten beiden Jahrhunderte hindurch bis heute von Migration und Einwanderung aus Ländern wie China, Japan, Deutschland, den Vereinigten Staaten,

.....
„Als Migrantin versuchen viele Leute, sich an einem zu bereichern.“
.....

dem Libanon und dem nordwestlich gelegenen Bundesstaat Oaxaca geprägt. Nichtsdestotrotz ist ein latenter Rassismus gerade gegenüber Menschen aus Mittelamerika allgegenwärtig. Der Begriff „Migrant“ kommt einem Schimpfwort gleich. In Tapachula soll deswegen in den nächsten Jahren ein Museum der Migration (MUMISOC) entstehen, nicht zuletzt, um die Identitätswahrnehmung

der Bevölkerung mittels museumspädagogischer Arbeit zu revidieren. „Aktuelle Migrationen werden als etwas Bedrohliches wahrgenommen“, konstatiert der Psychologe Santiago Martínez, der an der Ausarbeitung des Museumsprojekts beteiligt ist. Ausgeblendet wird dabei der eigene Migrations-

.....
Ein latenter Rassismus gegenüber Mittelamerikaner_innen ist allgegenwärtig.
.....

hintergrund. „Kaum eine Familie in Tapachula blickt auf rein mexikanische Vorfahren zurück. Da kommt die Großmutter aus dem Libanon, der Vater ist aus Guatemala eingewandert, oder der Nachname der Mutter ist Sonnemann oder Chang.“ Der kulinarische, linguistische, architektonische und kulturelle Reichtum der südlichen Grenzregion Mexikos basiert auf diesem kosmopolitischen Gefüge in der sonst so ländlichen Region.

Aktuell lassen die Zahlen von honduranischen Einwanderer_innen die Bevölkerung der prosperierenden Grenzstadt anschwellen. Prosperierend nicht zuletzt, weil Erntearbeiten und Bauarbeiten, reproduktive Arbeit und Haushaltsarbeit, Gastronomie und Service fast zu 100 Prozent von Migrant_innen getragen wird, während sich der mexikanische Teil der Bevölkerung bildungs-, einkommens- und ansehensstärkeren Berufsfeldern widmen kann.

Doch in vereinzelt Fällen findet auch „Brain Drain“ statt. So arbeiten Karla und Astrid, zwei junge Geigenvirtuosinnen aus Honduras, als Musiklehrerinnen an einer neugegründeten Kunstakademie in Tapachula und bauen ein Jugendsymphonieorchester auf. In der Stadt ist kaum Fachpersonal für bildende Künste zu finden und aus anderen Teilen des Landes wollen nur die wenigsten in den abgelegenen, provinziellen Boomtown ziehen. So sind es begabte und gut ausgebildete Künstler_innen aus den karibischen und mittelamerikanischen Hauptstädten, die zum Arbeiten hierher kommen.

Vor den Feiertagen treffen Astrid und Karla viele Wahltapachultek_innen im Ticabus, der die Auswanderer_innen in einer eineinhalb-Tagesfahrt von Tapachula zurück nach Tegucigalpa bringt – der honduranischen Hauptstadt mit den unzähligen unverputzten Häusern auf den Hügelketten, den Kolonialbauten und roten Ziegeldächern im Tal.

// Kathrin Zeiske

„WER WANDEL WILL, MUSS SICH SELBST DARUM KÜMMERN“

IM COSTA-RICANISCHEN YORKÍN, DEM „DORF AM RAND DER WELT“, GEHEN BRIBRI-INDIGENE EIGENE WEGE IN RICHTUNG AUTONOMIE

Auch wenn es selbst den meisten Costa Ricaner_innen nicht bewusst ist, gibt es in dem kleinen, zentralamerikanischen Land neun indigene Gruppen. Mit 17.000 Menschen stellen die Bribri ein gutes Drittel und sind somit die größte indigene Gruppe Costas Ricas. Das Dorf Yorkín an der Grenze zu Panama gilt für viele Bribri als Paradebeispiel, wenn es um den Erhalt der eigenen, indigenen Kultur geht. Durch Tourismusprojekte und eine starke Dorffidentität haben es die Bribri geschafft, Autonomie auf verschiedenen Ebenen zu erlangen. Im Kampf um den Erhalt ihrer Traditionen und ihres Landes sehen sie sich trotz allem erst am Anfang ihres Weges.

Wer in San José nach der Reiseroute nach Yorkín fragt, erntet fragende Blicke, ist dieses beschauliche Dorf im Südosten von Costa Rica doch weitgehend unbekannt. Der Weg von der Hauptstadt nach Yorkín ist nur in Etappen möglich, knappe acht Stunden dauert die Reise – und das auch nur bei gutem Wetter, wenig Verkehr und passenden Verbindungen. Die erste Busetappe führt von San José im zentralen Hochland über die *pista* zur Karibik, über die Provinzhauptstadt Limón nach Bribri. Ab hier befinden sich die Reisenden nun im indigenen Gebiet.

Während der ausgemusterte amerikanische Schulbus von Bribri über Schotterpisten nach Bambú fährt, ändert sich die Landschaft. Die an der Karibikküste allgegenwärtigen Bananenplantagen liegen nun rechts an den Ufern des Flusses Sixaola, während sich links die grüne Wand des Primärwaldes erhebt.

In der Trockenzeit kann Yorkín von Bambú aus im Auto, in der Regenzeit nur im Boot über den gleichnamigen Fluss erreicht werden. Letzteres ist ein Abenteuer für sich: eine Stunde gegen die Strömung in einem fünf Meter langen, niedrigen, wa-

ckeligen Holzkanu. Die zwei Flößer sind damit beschäftigt, das Boot um Felsen zu lenken, es bei zu flachen Stellen mit zwei langen Stöcken vorwärts zu bugsieren, den Motor am Laufen zu halten und mit Kübeln Wasser aus dem Heck zu schaffen. Es geht vorbei an hohen Felswänden, Stromschnellen und Grün in verschiedensten Facetten.

Wer den Fluss überquert, setzt Fuß auf panamaisches Land. So kommt es, dass im Dorf Yorkín viele Menschen beide Staatsbürgerschaften haben. Das allerdings ist erst seit ein paar Jahren möglich. Costa Rica erkennt die Bribri schon seit den 1970er Jahren als Staatsbürger_innen an, Panama wehrte sich jedoch bis ins neue Jahrtausend dagegen, immer wieder gibt es Streitfälle. Für die Bribri in Yorkín ist die Grenze von geringer Bedeutung und wird als Willkür abgestempelt. Bribri sind für sie Bribri, egal auf welcher Seite des Flusses sie leben.

Yorkín bedeutet in der Sprache der Bribri „Wasserschaum“, knapp 200 Menschen leben hier. Die Häuser sind nach traditionell indigener Art nur aus Holz und geflochtenen Palmblattdächern gebaut. Sie stehen meist einzeln, inmitten der Fincas. Dennoch gibt es in Yorkín eine Art Dorfzentrum, das aus der Schule, dem Versammlungssaal und den Gästehäusern der Organisation Stibrawpa besteht, allesamt umrahmt vom allgegenwärtigen Regenwald.

„Stibrawpa ist Bribri und bedeutet ‚Kunsthandwerkerinnen‘“, erklärt die 50-jährige Prisca, eine kleine, stämmige Frau mit funkelnden Augen. Sie gilt als eine der Chefinnen im Dorf und als Antrieb der Organisation. Da auch alle ihre acht Kinder samt Familien ihr Herzblut in Stibrawpa stecken, hat man es in der Organisation unweigerlich fast immer mit einem Sohn, einer Enkelin oder einem Neffen von Prisca zu tun. Auch im Dorf gibt es niemanden, der nicht schon einmal zusammen mit ihr gearbeitet hätte.



▲ **Entspannte Autonomie** Prisca, Mitbegründerin von Stibrawpa, mit Enkelin

Zusammen mit ihrer Freundin Bernarda gründete Prisca 1976 Stibrawpa. „Das Ziel dieser Frauengruppe war es, Arbeitsmöglichkeiten zu finden, die die Leute im Dorf halten würden. Zu dieser Zeit verließen viele das Dorf, um auf den Bananenplantagen unten am Fluss oder als Saisonkräfte bei der Kaffeeernte im Hochland zu arbeiten. Hier war es sehr schwierig, Arbeit zu finden,“ erläutert Prisca die Gründe, sich zusammenzuschließen. „Wir lebten hauptsächlich vom Kakaoverkauf, aber dann kam Munilia, eine Krankheit, die zu drastischen Ernteausfällen führte. Das reichte nicht mehr aus, um Geld zu verdienen.“ Vor allem die Männer Yorkíns verließen nach und nach das Dorf, um außerhalb Arbeit zu finden. Nur wenige von ihnen schickten das versprochene Geld den Frauen, die mit ihren fünf bis zehn Kindern zu Hause geblieben waren und um ihre Existenz und Identität fürchten mussten. Aus dieser Not heraus schlossen sich immer mehr Frauen den „Kunsthandwerkerinnen“ an, um nicht länger vom Gehalt ihrer Männern abhängig zu sein und um ihren Kindern eine Alternative vor Ort bieten zu können. Die Idee wurde zur Realität. Es begann mit Armbändern und Dekorationsartikeln, dann kamen die ersten Tourist_innen und aus wenigen wurden viele, in manchen Jahren fast tausend pro Jahr.

Die 31-jährige Onik aus Costa Rica kommt schon seit drei Jahren mit nordamerikanischen Freiwilligengruppen nach Yorkín. Die Gruppen bestehen aus zwölf bis 25 Jugendlichen und arbeiten an dem, was gerade anfällt: Bäume pflanzen, Wege reinigen, eingestürzte Häuser reparieren, Dächer flicken. „Die

Freiwilligen arbeiten immer mit den Menschen hier zusammen. Das ist ein interkultureller Austausch, der sehr wertvoll ist,“ stellt Onik fest.

„Die Lieblingsaktivität ist und bleibt aber die Schokoladenpräsentation, in der uns ein Dorfmitglied den ganzen Prozess von der Kakaofrucht bis zur Essschokolade zeigt,“ führt Onik begeistert fort. Traditionell wird die reife, orangefarbene Kakaofrucht geerntet, wenn entweder zunehmender Mond oder Vollmond ist. Dann werden die Kakaobohnen herausgepult, das Fruchtfleisch wird als Wundheilmittel verwendet oder mit anderen Früchten püriert. Sind die Bohnen getrocknet, werden sie geröstet, mit schweren Steinen gemahlen und dann gepresst.

In Yorkín wird aber nicht nur Kakao angebaut. Wer durch eine Finca läuft, sieht Bananenstauden neben Yuccawurzeln, Mais wächst neben Bohnen und dazwischen laufen Hühner und Schweine herum. Für die Menschen hier ist Massentierhaltung weit weg und fremd. Einem Tier Medikamente zu füttern, sei so absurd, wie Chemie auf einen Baum zu sprühen, sagt Prisca mit Blick auf die giftige Bananenproduktion unten im Tal.

Nahrung ist von enormer Bedeutung, die Küche ist in jedem Haus das Zentrum des Geschehens. Hier steht der traditionelle Feuerherd, ein Holzgestell, auf dem Metallplatten liegen, worauf das Feuerholz gestapelt wird. Darüber verbinden zwei bis drei stabile Metallstäbe die Seiten des Holzgerüsts und bilden so die Herd-„Platten“. Je nach Größe passen zwei bis drei Töpfe darauf und wer backen will, funktioniert den Herd einfach um. So wird der traditionelle *pudin*, der hauptsächlich aus



◀ „Ohne die Natur sind wir nichts“
Prudencio führt durch die verschlungenen Pfade Yorkíns

(über)reifen Bananen und Mehl besteht, roh in einen großen Topf gegeben und dann in die Glut gestellt. Um ihn gleichmäßig zu backen, werden einige Holzscheite auf eine dünne Metallplatte gelegt, die den Topf bedeckt.

Neben Süßspeisen gibt es eine Vielzahl traditioneller Gerichte, die meisten haben Reis, Bohnen und Fleisch als Basis. Vor allem bei den Kindern ist *guacho*, eine Mischung aus Reis, Fleisch und verschiedenem Gemüse, sehr beliebt. Als Delikatesse gilt außerdem *xuchi woki*, zubereiteter Schweinekopf, den es nur bei besonderen Anlässen und Festen gibt. Bei letzteren darf natürlich der Alkohol nicht fehlen und so wird in Yorkín und in vielen weiteren indigenen Territorien wie in denen der Cabécares *chicha*, ein Schnaps aus fermentiertem Mais, zubereitet.

„Die Natur ist unsere Basis, ohne sie sind wir nichts“, erklärt Prudencio, ein 42-jähriger Bribri aus einem Nachbardorf. „Unsere Großeltern, unsere Vorfahren haben uns beigebracht, die Natur zu respektieren und sie zu schützen. Wir dürfen unsere Mutter Natur nicht zerstören, sie nicht ausnutzen, sondern müssen dafür sorgen, dass unsere Nachfahren auch noch in ihr leben können.“

Im Glauben der Bribri wird Irriria, ein junges Mädchen, bei einem Fest des Mondes Siwö zertrampelt. Erst durch ihr Blut, das sich auf der ganzen Erde verteilt, können Flora und Fauna entstehen. So wird Irriria auf grausame Weise Mutter Erde, deren Aufopferung Ehrfurcht entgegengebracht

wird. „Unser Glaube an Siwö und seine Schöpfung sind ein Beispiel für unsere Kosmovision“, hält Prudencio fest. „Diese ist ein Teil der Autonomie einer jeden ethnischen Gruppe. Wenn wir Sprache, Bräuche, Kunst und diese Kosmovision erhalten, spricht das für unsere Unabhängigkeit.“ Vor allem die Sprache Bribri ist von essentieller Bedeutung. Prudencio ist überzeugt: „Meiner Meinung nach müssen innerhalb einer Gemeinschaft alle, von den Jüngsten bis zu den Ältesten, ihre Sprache beherrschen, da sie ein wesentlicher Ausdruck der Kultur ist. Ohne den Erhalt unserer Sprache können wir nicht von Autonomie sprechen.“ Er beschreibt damit jedoch eine Wunschvorstellung, die erst langsam wieder Realität wird: Als in den 1970er Jahren im Zuge einer massiven Alphabetisierungskampagne Lehrkräfte aus der Hauptstadtregion in die entlegenen indigenen Gebiete geschickt wurden, verboten sie Bribri als Sprache in den Schulen und rieten auch den Eltern, von nun an nur noch Spanisch zu sprechen. Eine Generation wuchs heran, die Bribri nicht mehr lernte. In Yorkín gibt es daher viele Familien, in denen zwar die Großeltern noch Bribri sprechen, deren Kinder jedoch kaum oder gar nicht.

Enos, ein kräftiger Mitte-Dreißiger, ist Teil dieser „verlorenen Generation“. Der Lehrer der Sekundarschule Yorkíns spricht kein Bribri und versteht es nur, wenn langsam gesprochen wird. Als er damals die Schule abschloss, begann der Staat



▲ Treffpunkt für alle Gemeinschaftsküche von Stibrawpa

auf die ersten Forderungen, Bribri zumindest in den Grundschulen zu lehren, einzugehen. Auch in Yorkíns Grundschule ist Bribri ein Schulfach, im *colegio*, der Sekundarstufe, jedoch nicht. „Wir müssen uns nach dem Lehrplan des Staates richten“, erklärt Enos. „Demnach gibt es ein einziges Lehrkonzept für ganz Costa Rica, ich muss einem Schüler hier also das Gleiche beibringen wie einer Schülerin in San José. Ich finde das sehr schwierig, da die Kinder hier in einer anderen Realität leben, sie leben und lernen in und von der Natur.“ Von Autonomie im Bildungsbereich sind die Bribri also noch sehr weit entfernt. Enos und andere Lehrkräfte im Territorium fordern daher schon

.....
 Der Frieden ist nicht ungetrübt: Es gibt Probleme mit Umweltverschmutzung, Raubbau und Staudammprojekten.

seit Jahren, dass der Staat endlich die Zügel lockert und einem indigenen, flexiblen Lehrplan zustimmt. „Wir wollen das Bildungssystem ändern, es an die Realität anpassen. Darin müssen Kultur, Kosmovision und Sprache enthalten sein. Es muss klar sein, dass es nicht das Gleiche ist, hier oder in San José aufzuwachsen“, fordert Enos. Zumindest gibt es nur eine „verlorene Generation“, heute sprechen die Jugendlichen in Yorkín meistens fließend Bribri, auch wenn sie es in Alltagskonversationen mit Spanisch mischen, so dass ein neuer Slang entsteht. Der 22-jährige Minor, einer von Priscas Enkeln, spricht Spanisch mit seiner Mutter, Bribri mit seiner Oma und den Slang mit seinen *compas*. Er fühlt sich wohl in

seinem Dorf und sieht keine Notwendigkeit fortzugehen, außer um zu studieren. Das aber auch nur, wenn es Nutzen für seine Heimat bringt.

„Ich will hier bleiben, als fester Bestandteil dieses Dorfes, in dem ich aufgewachsen bin. Hier, wo ich die Natur um mich habe, wo ich in die Berge gehen kann. Hier habe ich keine Probleme mit irgendwem, ich brauche keine Angst davor zu haben, dass mich jemand überfällt. Die einzige Angst, die ich hier habe, ist, von einem Jaguar angefallen zu werden“, schmunzelt er.

Leider ist dieser Frieden nicht ungetrübt. Momentan gibt es Probleme in der Gegend, vor allem Umweltverschmutzung, Raubbau und Staudammprojekte. „Wasserkraftwerke an den Flüssen Sixaola und Telire lehnen wir Bribri ab“, erläutert Minor. Erfahrungen in anderen Landesteilen, die Verschlammung und Einbetonierung von Flussläufen, bestärken die Indigenen in ihrer Ablehnung. Der Fluss Sixaola ist mit dem Yorkín verbunden. Wenn ein Wasserkraftwerk den Sixaola aus dem Gleichgewicht bringt, wirkt sich das auf den Yorkín aus. Fische sterben, Wälder werden überschwemmt, es kommt vermehrt zu Erdbeben.

Das Land im Territorium der Bribri wird jedoch nicht nur von solchen Projekten bedroht, sondern auch von Nicht-Indigenen, die sich mit ihren Fincas auf indigenem Gebiet niederlassen, auch wenn ihnen das eigentlich verboten ist. Fidelity, Minors Mutter, verurteilt die nicht indigenen Siedler_innen dafür. „Die bleiben da, wo es ihnen gerade passt, meistens im Grenzgebiet zu Panama. Sie glauben, sie wären die Besitzer dieses Landes, was einfach nicht stimmt. Dieses Land gehört uns. Und die Probleme häufen sich jeden Tag, weil sie nie genug kriegen und sich immer



◀ **Aus Bohne mach Schokolade**

Yorkín lebt unter anderem vom Kakaoverkauf

weiter ausbreiten. Die haben uns gegenüber kein bisschen Respekt!“

Die einzige Instanz, die dann etwas ausrichten kann, ist ADITIBRI, die lokale, aber vom Staat ins Leben gerufene Organisation zur Integrierten Entwicklung des Indigenen Territoriums der Bribri. Doch auch da gibt es Probleme: Fehlende Akzeptanz in der Bevölkerung, Korruptionsvorwürfe, Staatsaffinität. Die Organisationen zur Integrierten Entwicklung des Indigenen Territoriums (ADII) entstanden im Zuge des Indígena-Gesetzes von 1977 und auf Basis der ILO-Konvention 169 – als einzige staatlich anerkannte Vertretung der Indigenen in ihren Territorien. Aber die ADII respektieren nicht notwendigerweise die Besonderheiten der Gemeinden, die sie vertreten sollen. Ältestenräte, die es in vielen Territorien gibt, werden meist vom Staat und von den ADII ignoriert. In der Praxis ist das ein Legitimitätsproblem: Oft hat nur eine kleine Minderheit der Bevölkerung überhaupt einen Bezug dazu, viele kennen die Institution nicht einmal.

Für Prisca ist klar, dass die Lage der lokalen ADII zwar nicht ideal ist, dass es aber momentan keine andere Möglichkeit der Repräsentation gibt. „Der Staat und seine Institutionen stehen uns bei Problemen wie Landraub nicht wirklich bei. Wenn also jemand mein Land annektiert, ist da wenigstens ADITIBRI, die einschreiten und die Polizei holen kann.“

Den Menschen in Yorkín ist aber auch klar, dass solche und andere Probleme nicht einfach an die ADII abgegeben werden können, sondern dass es an ihnen selbst liegt, tätig zu werden. Vor allem Frauen haben in Yorkín bei Dorfangelegenheiten das Sagen. Das liegt insbesondere an der tief verwurzelten Bedeutsamkeit der Frau bei den

Bribri. So übernimmt beispielsweise immer die Mutter die Rolle des Familienoberhaupts. „Alles basiert auf der Frau“, erklärt Minor. „Warum? Weil es die Mutter ist, die sich um das Kind kümmert, die es auf die Welt bringt, die ihm unsere Sprache beibringt. Der Vater hilft natürlich mit, aber in unserer Kultur ist es die Mutter, die die Familientraditionen an ihre Kinder weitergibt.“

Prisca ist jedoch das beste Beispiel dafür, dass die Situation der Frau in Yorkín nicht immer so rosig war. „Früher war es sehr schwierig für Frauen, das Haus zu verlassen. Wenn sie mir sagten, ich sollte zu einem Treffen gehen, musste ich mir immer etwas Gutes ausdenken, um die Erlaubnis zu bekommen. Da hat sich viel geändert. Heute ist es nicht mehr seltsam, wenn ein Vater auf seine Kinder aufpasst, während die Frau bei einer Besprechung ist.“ Prisca schaukelt in ihrer Hängematte, streicht gleichmäßig über die Köpfe ihrer zwei friedlich schlafenden Enkelinnen und sieht rundum zufrieden aus. „Natürlich könnte vieles besser sein, natürlich gibt es Probleme, aber auch damit kommen wir zurecht.“

Vielleicht ist das Autonomie. Das selbstbewusste Lächeln von Prisca, die unverrückbar an die Beständigkeit von Yorkín glaubt. Die Zuversicht des Lehrers Enos, der für einen indigenen Lehrplan kämpft. Der warme Blick von Fidelia, wenn sie Geschichten von Siwö erzählt. Der Stolz von Prudencio, der den Tourist_innen seine Welt erklärt. Und zu guter Letzt die Überzeugung des jungen Minor, nicht aus seinem Dorf fortzugehen: seinem Yorkín, *el pueblo en la esquina del mundo*, dem „Dorf am Rand der Welt“, wie er es nennt.

// Anna Hackl

„GEH DOCH NACH HAITI“

INTERVIEW MIT SECHS DOMINIKANER_INNEN HAITIANISCHER HERKUNFT ÜBER RASSISMUS UND DAS LEBEN OHNE AUSWEIS IN DER DOMINIKANISCHEN REPUBLIK

Die in der Dominikanischen Republik geborenen Nachfahren haitianischer Immigrant_innen erhielten über Jahrzehnte die Staatsbürgerschaft des Landes. Auf Druck rechter Nationalist_innen wurde diese Regelung per Gesetz geändert und durch das Verfassungsgericht noch verschärft: Rückwirkend bis 1929 sollte allen Dominikaner_innen mit haitianischen Eltern ihre Staatsbürgerschaft entzogen werden – ein Bruch weltweit anerkannter Rechtsnormen. Auf internationalen Druck hin hat das Parlament eine Neuregelung beschlossen, die wenigstens die „Altfälle“ vom neuen Gesetz ausklammert. Die LN sprachen mit sechs Mitgliedern der Organisation reconoci.do, in der sich die von der Aberkennung der Staatsbürgerschaft Betroffenen gegenseitig unterstützen. Auf ihrer gleichnamigen Internetseite bringen sie ihre Situation auf den Punkt: „Stell dir vor, das Land, in dem du geboren bist, sagt dir eines Tages, dass du nicht mehr dazu gehörst. Es nimmt dir deine Ausweispapiere wegen deiner Hautfarbe, deines Nachnamens oder der Nationalität deiner Eltern. Dies geschieht mit Dominikaner_innen haitianischer Herkunft.“

Der dominikanische Staat sagt, dass Sie Ausländer_innen seien. Verstehen Sie sich eher als Haitianer_innen oder Dominikaner_innen?

Eliuda Osacar Seda: Ich bin Dominikanerin, denn ich habe eine Geburtsurkunde des Landes. Ich wurde hier geboren und bin in dem Land aufgewachsen, zur Schule und Universität gegangen. Meine Eltern sind Haitianer, die offiziell von der Regierung als Erntearbeiter ins Land geholt wurden. Mit seiner Arbeitserlaubnis hat mein Vater mich damals angemeldet, wie es die Mehrheit der Staatsbürger macht.

Denis Jean Luis: Ich wurde auch offiziell nach der Geburt registriert. Wie es alle Dominikaner

machen müssen, hat es mein Vater gemacht, ein Zuckerrohrarbeiter. Kurz nach der Geburt präsentierten mich meine Eltern dem Standesbeamten. Wenn alle Papiere in Ordnung sind, wirst du ins Geburtsregister eingetragen. Und du bist dominikanischer Staatsbürger.

Zeneida Wendel Jean: Ich bin auch offiziell registriert und damals gab es keine Probleme. Meine Eltern sind zur Wahlbehörde gegangen und dort wurde ich wie vorgeschrieben als Dominikanerin registriert.

Carlixto Luis: Bei mir war das auch so. Mein Vater war zum Glück sehr ordentlich.

Joselin Clevil: Ich habe meinen Personalausweis und eine Geburtsurkunde. Ich wurde in Grenznähe, aber in der Dominikanischen Republik geboren.

Luz Maria Feliz: Meine Mutter hat die Geburtsurkunde von „jemand besorgen lassen“, wie man hier sagt. Sich hier im Land Unterlagen besorgen zu lassen, ist ja durchaus üblich. Meine Mutter hat überhaupt keine Papiere. Als ich studieren wollte, hat man festgestellt, dass ich nicht offiziell registriert bin. Ein Beamter sagte mir: „Wenn du eine Geburtsurkunde haben willst, dann geh mit deiner Hautfarbe doch nach Haiti.“ Das war 2007, seitdem habe ich keine Papiere mehr.

Denis: Es gibt viele Dominikaner, die ihre Kinder nicht direkt nach der Geburt registrieren lassen, weil ihnen das Geld für die Einschreibung fehlt oder es ihnen einfach egal ist. Bei mir war das nicht der Fall. In der Akte steht: „Wurde den zeitlichen Vorschriften entsprechend eingeschrieben“, bei anderen steht dann „verzögert registriert“.

Haben Sie denn Ihre Kinder auch direkt nach der Geburt registrieren lassen?

Denis: Mit den beiden ersten Kindern gab es keine Probleme, das war vor 2007 und das neue Gesetz noch nicht beschlossen. Meine Frau ist außerdem Dominikanerin. Als wir das dritte dann einschreiben lassen wollten, habe ich erfahren, dass mein Fall wegen des haitianischen Namens untersucht wird. Um das Kind nicht als Ausländer zu registrieren, wie sie wollten, hat es meine Frau als vaterlos eingeschrieben.

Carlito: Als ich meine Kinder ins Geburtsregister eingetragen habe, gab es überhaupt keine Schwierigkeiten. 2004 habe ich das letzte Kind eingetragen. Ich frage mich nur, was passiert, wenn sie ihre Geburtsurkunde beantragen, um sich einen Personalausweis ausstellen zu lassen. Als ich meinen Reisepass verlängern lassen wollte, wurde mir dies verweigert, da mein Fall aufgrund des Nachnamens Gegenstand einer Untersuchung über meine wirkliche Nationalität sei.

Stell dir mal vor: Meine Frau ist Dominikanerin, aber weil meine Nationalität infrage gestellt wird, wird auch die meiner Kinder infrage gestellt.

Joselin: Unser Kind ist nicht offiziell registriert, obwohl mein Lebensgefährte einen haitianischen Pass und ein dominikanisches Visum hat. Aber da ich keine neue Geburtsurkunde bekomme (Geburtsurkunden müssen in der Dominikanischen Republik regelmäßig neu beantragt werden; Anm. der Red.), kann ich das Kind nicht offiziell anmelden, obwohl es hier geboren ist.

Wie regeln Sie dann Ihr tägliches Leben unter diesen Bedingungen? Hier kann man ja noch nicht einmal die Rabattmärkchen des Kaufhauses einlösen, ohne seinen Personalausweis vorzulegen...

Luz Maria: Ich habe dann einen Kosmetikerinnenkurs gemacht und mein eigenes inoffizielles



Fotos: Hans-Ulrich Dillmann

ELIUDA OSACAR SEDA

28 Jahre, ledig, Sprachlehrerin (Englisch, Französisch, Kreyol) an der Schule einer Nichtregierungsorganisation. Ihre Eltern waren *bracer@s*, der Vater wurde 1937 als Kind mit Arbeitserlaubnis angeworben. Sie ist im Geburtsregister eingetragen, kann aber keinen Pass für ein Auslandsstudium beantragen, weil sie keine Geburtsurkunde bekommt.

DENIS JEAN LUIS

34 Jahre, Bügler. Sein Vater kam mit Arbeitserlaubnis der staatlichen Zuckerbehörde als *bracero*. Er besitzt eine Geburtsurkunde und einen dominikanischen Personalausweis. Sein jüngstes von drei Kindern konnte er nicht registrieren, weil sich die Behörden weigerten, seine Staatsbürgerschaft anzuerkennen.

ZENEIDA WENDEL JEAN

20 Jahre, ledig, möchte Medizin studieren. Sie wird in einer Privatschule „geduldet“, braucht aber für ihren Schulabschluss und einen Studienplatz eine Geburtsurkunde. Diese wird ihr verweigert.

Geschäft für die Nachbarschaft eröffnet. Schecks kann ich nicht einlösen, weil man dazu einen Ausweis braucht. Das müssen Freunde erledigen oder ich muss an andere eine Gebühr bezahlen.

Eliuda: Ich fand eine Arbeit als Sprachlehrerin, aber als ich dafür eine Geburtsurkunde beantragt habe, wurde mir mitgeteilt, dass mein Fall „irregulär“ sei und untersucht werde, da meine Eltern Ausländer seien. Ich solle alle Unterlagen meiner Eltern, Arbeitserlaubnis, Kopie der Heiratsurkunde und die Aussage von fünf Zeugen vorlegen, die belegen könnten, dass ich dort geboren wurde. Das habe ich alles gemacht. Jedes Mal aber, wenn ich Auskunft über den Stand haben will, erklären sie mir, der Fall werde geprüft – seit sieben Jahren.

Joselin: Ich habe Abitur gemacht, aber das Studium nicht abgeschlossen, weil ich schwanger wurde. Als ich dann mein Studium wieder aufnehmen

wollte, haben sie von mir Papiere verlangt und gesagt, meine Nationalität werde untersucht.

Zeneida: Ich wollte mich für die nationalen Prüfungen zur Beendigung der Sekundarstufe anmelden. Dafür brauchte ich eine Geburtsurkunde und als ich diese beantragt habe, wurde sie mir verweigert. Zum Glück hat mich die Direktorin trotzdem zugelassen. Aber jetzt steht die Hochschulreife an, und da geht es nicht ohne. Weil ich keinen Personalausweis habe, stellt mich aber niemand offiziell ein. So bin ich gezwungen, als Hausmädchen zu arbeiten, aber auch da akzeptieren dich nicht alle ohne Papiere.

Luz Maria: Krankenversicherung gibt es für uns nicht. Wer versichert dich denn, wenn du keinen Ausweis hast? Entweder hast du Geld und dann kannst du die Krankenhausbehandlung bezahlen oder nicht, und dann stirbst du halt, wenn du Pech hast.



CARLIXTO LUIS

Halbbruder von Denis, 44 Jahre, Taxifahrer. Sein Vater kam offiziell als *bracero*. Er besitzt sowohl eine Geburtsurkunde als auch einen Personalausweis. Seine drei Kinder sind ins dominikanische Geburtsregister als dominikanische Staatsbürger eingetragen.



JOSELIN CLEVIL

29 Jahre, lebt in „Union libre“ mit einem Mann zusammen. Sie kam im Alter von drei Jahren in die Dominikanische Republik und wuchs bei einer Gastfamilie auf. Sie besitzt Geburtsurkunde und Ausweis. Ihr Sprachenstudium konnte sie aber wegen der Weigerung der Behörde, ihre Geburtsurkunde zu erneuern, nicht abschließen.



LUZ MARIA FELIZ

26 Jahre, Kosmetikerin, hat eine Tochter. Ihre Mutter, die mit zwölf Jahren ins Land kam, ließ sie über Beziehungen registrieren. Sie bekam ein Papier, wurde aber de facto nicht ins Geburtsregister eingetragen.

PLÖTZLICH STAATENLOS

Beliebt waren sie noch nie: Die Nachfahren haitianischer Einwanderer_innen, die über die Jahre in diesem Land heimisch geworden sind. Viele wurden von ihren Eltern mit den Arbeitspapieren, die der dominikanische Staat ihnen ausgestellt hatte, offiziell im Geburtsregister als „dominikanische Staatsbürger_innen“ eingetragen. Seit aber nationalistische Kräfte immer stärker das politische Sagen haben, kulminiert diese Ablehnung in Ausgrenzung – inzwischen in Gesetz gegossen: Das sogenannte Bodenrecht (*ius soli*) garantiert jeder Person, die im Land geboren wurde, die Staatsbürgerschaft, sofern sie nicht Kind von Diplomat_innen oder Personen im Transit ist. Um diese Regelung auszuhebeln, wurde 2010 das Gesetz geändert und die *bracer@s* (Zuckerrohrschneider_innen) wurden zu Transitpersonen deklariert. Seitdem weigern sich die Behörden, Geburtsurkunden und Personalausweise auszustellen, auch jenen, die diese zuvor ohne Probleme offiziell bekommen hatten.

Die Klage Juliana Deguis Pierres führte zu einem Verfassungsurteil, auch jenen die Staatsbürgerschaft abzuerkennen, die rückwirkend bis 1929 ins Geburtsregister aufgenommen worden waren. Und plötzlich war mindestens eine Viertelmillion Haiti-Dominikaner_innen ohne Staatsbürgerschaft. Internationaler Druck führte dazu, dass im Mai Staatspräsident Danilo Medina ein neues Gesetz verabschieden ließ, dass wenigstens diese rückwirkende Gesetzesanwendung verhindert. Für fünf der sechs Gesprächspartner_innen dürften einige der Probleme, von denen sie in dem Interview berichten, in den nächsten Wochen gelöst sein, die tägliche Diskriminierung nicht. Auch steht noch nicht fest, wie weit die Behörden nach wie vor die Regularisierung der Illegalisierten boykottieren.

// Hans-Ulrich Dillmann

.....

Carlixto: Autokauf, Anmeldung und Versicherung – alles geht nur mit offiziellen Papieren. Das lässt du andere für dich regeln, aber die musst du bezahlen. Als Taxifahrer brauche ich eine Lizenz und einen Führerschein. In den abgeschlossenen Wohnbereichen lassen sie dich auch als Taxifahrer nicht rein, wenn du dich nicht mit einem Ausweis identifizieren kannst. Für einen Mietvertrag brauchst du deinen Ausweis, weil er notariell beglaubigt werden muss. Handyvertrag, Strom, Wasseranschluss, Licht – ohne Ausweis geht nichts.

Denis: Wenn Du jemanden in einer Wohnung besuchen willst und dich nicht ausweisen kannst, kommst du normalerweise am Pförtner nicht vorbei. Um ein öffentliches Gebäude zu betreten, brauchst du einen Ausweis. Den tauschst du gegen einen Besucherausweis ein und bekommst ihn beim Verlassen des Gebäudes wieder.

Joselin: Ich habe ein Bankkonto. Um Geld abzuheben, musst du deinen Originalausweis vorlegen. Als ich Geld vom Konto abheben wollte, haben sie mir gesagt, dass meine Papiere wegen der neuen Gesetze Gegenstand einer Untersuchung seien. Letztendlich haben sie mir dann doch das Geld gegeben. Jetzt habe ich zwar noch ein Konto, aber es ist kein Geld mehr drauf und ich habe Angst,

dort noch was zu deponieren. Wenn du keine Kontobewegungen hast, zahlst du Strafgebühren und ohne Originalpersonalausweis kannst du das Konto nicht kündigen. Mein Personalausweis ist abgelaufen, jetzt bin ich ohne gültige Papiere.

Trauen Sie sich denn ohne Papiere noch auf die Straße?

Eliuda: Ich habe zwar noch immer meinen Originalpersonalausweis, aber auf die Straße gehe ich nur mit einer Kopie, damit ihn mir niemand wegnehmen kann.

Zeneida: Wenn die Migrationsbehörde mich schnappt, dann werden sie mich wohl nach Haiti schicken. Aber ich wüsste gar nicht, was ich da soll. Da war ich noch nie in meinem Leben. Ich kenne dort niemanden.

Eliuda: Allein schon wegen deiner Hautfarbe, fragen sie dich öfter nach deinem Ausweis als andere Menschen. Ständig gibt es Polizeikontrollen und eines der wichtigsten Kriterien für sie ist die Hautfarbe.

Zeneida: Letztes Jahr habe ich Kinder bei einem Schulausflug hier in der Stadt begleitet. „*Morena*, zeig mir deinen Pass“, verlangten Polizisten von mir.

Luz Maria: So was ist normal, das ist mir auch schon passiert.

Denis: Mir ist das passiert mit Beamten der Migrationsbehörde, die mit einem Bus unterwegs waren und Leute ohne Papiere direkt eingesammelt haben. Sie haben mich umzingelt und gesagt: „Rück deinen Pass raus!“ Wenn ich meinen Ausweis nicht gehabt hätte, hätten sie mich mitgenommen. Und das offensichtlich nur wegen meiner Hautfarbe. Ich kam gerade von der Arbeit.

Luz Maria: Ich habe einen Studienkollegen, Dominikaner, aber so dunkelhäutig, dass sie ihn in der Familie sogar *haitianito* mit Spitznamen rufen. Er wurde von der Migrationsbehörde angehalten und sollte abtransportiert werden. Als sie seinen dominikanischen Akzent hörten und seinen Ausweis sahen, haben sie sich entschuldigt und sind weitergefahren.

Waren Sie schon mal in Haiti?

Denis: Ich tanze Bachata und Merengue wie meine Nachbarn und nicht Kompa. Haiti kenne ich dem Namen nach – sonst nichts, ich bin noch nie dagewesen.

Joselin: Ich habe immer Verwandte in Haiti zu Weihnachten besucht. Man kommt ja einfach ohne Kontrolle und Visagebühren über die Grenze. Heute traue ich mich das nicht mehr aus Angst, dass sie mich nicht mehr nach Hause in die Dominikanische Republik zurücklassen.

Eliuda: Direkt nach dem Erdbeben war ich als Übersetzerin in Haiti, aber das Klima dort ist mir gar nicht bekommen. Alles war völlig anders, sogar eine andere Uhrzeit haben sie. Alles war ungewohnt, sogar wie sie kochen, so kochen wir nicht. Meine Kultur unterscheidet sich völlig von denen, obwohl meine Eltern aus Haiti kommen.

Und wenn man ohne Papiere stirbt?

Denis: Hier braucht man für alles einen Ausweis, noch nicht mal sterben kannst du ohne Ausweispapiere!

Luz Maria: Ich kenne einen konkreten Fall aus meiner Nachbarschaft. Ein junger Mann, ein *haitiano*, starb nach einem Unfall. Er hatte keine Papiere. Als die Familie ihn aus dem Krankenhaus abholen wollte, um ihn beizusetzen, haben sie ihn nicht rausgerückt, weil es keine Papiere für ihn gab.

Joselin: Von einer Nachbarin ist das Kind im Krankenhaus gestorben. Weil sie als Haitianerin keine Papiere vorweisen konnte wurde sie sogar festgenommen und saß drei Tage in Haft deswegen. Das Kind wurde ihr nicht zur Beerdigung übergeben.

Eliuda: Ohne Papiere wirst du nicht beerdigt. Um die Besetzungserlaubnis auf dem Friedhof zu erhalten: Ausweis. Um die Todeserklärung abzugeben: Ausweis. Um den Toten vom Krankenhaus freigegeben zu bekommen: Ausweis.

// Interview: Hans-Ulrich Dillmann



◀ **Durchlässige Grenze?**
Viele haitianische Migrant_innen blieben auf der anderen Seite

UNANGEMESSENE GRENZEN

DIE ABRIEGELUNG DER GRENZE ZWISCHEN KOLUMBIEN UND ECUADOR ZERREISST INDIGENE TERRITORIEN

Kolumbiens und Ecuadors Regierung stärken seit 2012 ihre militärische Zusammenarbeit im Grenzgebiet. Gemeinsam wollen sie den Schmuggel von Drogen und anderen Waren unterbinden. Die Abriegelung der Grenze steht im Gegensatz zur Mobilität der indigenen Gemeinschaften, die auf beiden Seiten der Grenze leben. Sie sind bis heute Leidtragende kolonialer Grenzziehungen.

Eine Kommission aus Vertreter_innen Ecuadors und Kolumbiens untersucht derzeit die Markierung des Grenzverlaufs zwischen den beiden Ländern. Als Erstes soll die Grenze in der Andenregion, in der die Grenze gemäß dem Vernaza Muñoz Suárez-Vertrag aus dem Jahr 1916 abgesteckt wurde, neu definiert werden. Das erneuerte Interesse an einer Festlegung des Grenzverlaufs seitens der Streitkräfte von Ecuador und Kolumbien steht im Gegensatz zu dem Strom an Menschen, die die Grenze in beiden Richtungen überqueren. In der Region leben indigene Gruppen, die sich nicht nur auf diese beiden Länder, sondern teilweise auch auf ein drittes Land verteilen. Die Indigenen sind ein gutes Beispiel für Mobilität über die ecuadorianisch-kolumbianische Grenze hinweg. Die klassisch eng gefassten Begriffe von „Grenze“ und „Staatsterritorium“ sind hier der Lebensrealität der Bevölkerung völlig unangemessen.

Die gegenwärtige Absteckung der Grenze ist die erste, die durch die Streitkräfte beider Länder nach gemeinsam definierten Kriterien erfolgt. Ecuador und Kolumbien wollen dem Drogenhandel sowie dem Schmuggel von Treibstoff und Waffen ein Ende bereiten. Im Rahmen der Strategie COMBIFRON zerstörten die Streitkräfte Kolumbiens und Ecuadors seit September 2013 zahlreiche illegale Grenzübergänge. Das Militär baute eine neue Grenze, aber nicht in Gestalt einer Mauer, wie es zwischen anderen Staaten der Fall ist. Durch Aushebungen des Bodens wurde ein Graben geschaffen. Statt einer Wand verhindert nun ein

Abgrund den Grenzübertritt zu Fuß. In anderen Fällen wurden Behelfsbrücken zerstört, über welche die örtliche Bevölkerung den Handel mit ihren Agrarprodukten betrieb. Die Brücken dienten aber auch zum Transport für den illegalen Handel mit Treibstoff, Waffen oder anderen Gütern. Zwischen Ecuador und Kolumbien gibt es lediglich drei internationale Brücken: Rumichaca, Tufiño und San Miguel. Die gesamte ecuadorianische Provinz Esmeraldas verfügt über keinen einzigen Grenzübergang nach Kolumbien.

Zum Teil hat diese Entwicklung mit dem Aufbau einer politisch-militärischen Allianz zwischen Ecuador und Kolumbien seit Dezember 2012 zu tun. Infolge der Vereinbarungen, die beim binationalen Treffen in der ecuadorianischen Grenzstadt Tulcán im Dezember 2012 getroffenen wurden, sind 43 illegale Grenzübergänge identifiziert worden. Elf davon wurden zerstört, vier legalisiert und an den übrigen 28 die Sicherheitsmaßnahmen verstärkt. Im November 2013 fand ein zweites Treffen der Kabinette beider Länder statt, bei dem erneut eine Erklärung verabschiedet wurde. Der seit 1916 umstrittene Verlauf der Meeresgrenze zwischen den beiden Ländern wurde im Februar 2012 fest-

.....
Für Gruppen, die auf zwei Seiten einer Grenze leben, haben die Begriffe Nation und Staat keinen Bezug zur Realität.
.....

gelegt. Möglich machte all dies das erneuerte Verhältnis zwischen den beiden Präsidenten – undenkbar zu Zeiten der Präsidentschaft von Álvaro Uribe in Kolumbien. Aufgrund von Grenzzwischenfällen brach Ecuador seinerzeit die Beziehungen zu Kolumbien ab.

Die Außenministerien von Ecuador und Kolumbien haben eine gemeinsame technische Kommission gegründet, die sich mit Angelegenheiten indigener und afrikanischstämmiger Bevölke-



Foto: Carlos Tobón Franco, CC BY-SA 2.0

◀ Abgeriegelte Grenze Handel wird erschwert

rungsgruppen befasst. Konkrete Verbesserungen für die Menschen, die im Grenzgebiet leben, sind bisher jedoch noch nicht erzielt worden. Es gibt indigene Gruppen, die im Grenzgebiet leben, aber ausschließlich auf ecuadorianischer oder kolumbianischer Seite. Im Fall Ecuadors sind dies zum Beispiel die Chachi, im Fall Kolumbiens die Inga. Die indigenen Gemeinschaften der Siona, Cofanes, Awá, Pastos und Eperara Siapidara leben dagegen auf beiden Seiten der Grenze. Ihr Territorium wird durch die ecuadorianisch-kolumbianische Grenze geteilt, während sie sich eher über die Verwandtschaft als über eine Nationalität definieren. Man versteht sich etwa als eine große Familie der Awá, und nicht als Ecuadorianer_innen oder Kolumbianer_innen.

Für Gruppen, die in mehreren Staaten oder auf zwei Seiten einer Grenze leben, haben die Begriffe „Staat“ und „Nation“ keinen Bezug zu ihrer Realität. Gegen die Teilung des indigenen Territoriums und der indigenen Kultur bildet man eine gemeinsame politische Front gegenüber den Nationalstaaten. Einige der Treffen indigener Gruppen in Ecuador und Kolumbien erhalten die Unterstützung wichtiger regionaler oder nationaler indigener Interessenvertretungen, wie zum Beispiel der Indigenen Dachorganisation Ecuadors CONAIE. Zusammenkünfte und andere Aktivitäten haben es erlaubt, eine politische Agenda zu formulieren.

Indigene, die in zwei Staaten leben, sind bis heute Leidtragende kolonialer Grenzziehungen. Hinzu kommt, dass die Mobilität des Menschen, ob als Migrant_in oder als Geflüchtete_r, Grenzen als überholt erscheinen lässt. Angebracht wäre es

daher, das Verständnis territorialer Grenzen zu überdenken.

Das Beispiel der Grenze zwischen Kolumbien und Ecuador zeigt, wie diese im Laufe der kolonialen, republikanischen und neokolonialen Geschichte einem statischen Verständnis folgend von oben auferlegt wurde. Dieses muss mit der heutigen Mobilität geradezu in Konflikt geraten. Die Eperara Siapidara zum Beispiel leben nicht nur in Ecuador und Kolumbien, sondern auch in Panama – Folge des Nomadenlebens der Vorfahren. Daher können sie sich kaum als „Migrant_innen“ oder „Geflüchtete“ bezeichnen, lebte ihr Volk doch traditionell nomadisch über ein riesiges Gebiet verteilt. Der Geschichte der Eperara Siapidara ist es viel angemessener, sich als eine große Familie zu verstehen und als solche aufzutreten. Eine Familie, die über nationalstaatliche Grenzen hinweg lebt.

Die Möglichkeit, selbst über das eigene Territorium und die indigene Identität entscheiden zu können, hat für sie enorme Bedeutung. Während die Grenze für sie kolonialen Charakter hat, berufen sich Politik und Militär darauf, dass eine klare Absteckung von Staatsgebiet notwendig sei. Diese beiden Verständnisse stehen in einem permanenten Spannungsverhältnis. Wer Grenzen territorial definiert, bezeichnet Menschen, die sie überschreiten, folgerichtig als „Geflüchtete“, „Migrant_innen“ oder „Illegale“. Wer aber die Angehörigen jener indigenen Gruppen, die in zwei oder mehreren Staaten leben, als solche bezeichnet, teilt nicht deren Verständnis von Territorialität.

// **Sofía Zaragocin**
Übersetzung: Bernd Stößel

„WIR SIND ES, DIE DIE STADT ERBAUEN“

DIE PIONIERE DES CAMPAMENTO KAI KASHI SCHAFFEN MEHR ALS NUR WOHNRAUM

Auf dem diesjährigen Kongress der Bundeskoordination Internationalismus BUKO in Leipzig wurde diskutiert, wie Kämpfe um Stadt und für Bewegungsfreiheit verbunden werden können. Nathaly Lemus und Jorge Sierra Machado von der Bewegung der Pioniere waren eingeladen, die Recht-auf-Stadt-Bewegungen Venezuelas vorzustellen. Durch den erfolgreichen Aufbau des Campamento Kai Kashi zeigen sie, wie Grenzen in der Stadt aktiv herausgefordert werden.

„Und dann haben wir das Büro des Zentrum Simón Bolívar (städtisches Unternehmen für Stadtentwicklung; Anm. d. Red.) besetzt, bis wir den Besitztitel für das Gelände bekommen haben!“ Die 26-jährige Nathaly Lemus hat eine Tochter, arbeitet und macht eine Ausbildung zur Krankenpflegerin. Zusammen mit 80 anderen Familien baut sie kollektiv ein Haus. Nathaly ist Mitglied des Movimiento de Pionero@s (Bewegung der Pioniere), der Teil des Movimiento de Pobladores (Bewegung der Bevölkernden) ist. Dieser wurde 2002 als Plattform von verschiedenen Recht-auf-Stadt-Bewegungen in Venezuela gegründet. „Die Menschen wohnten zur Miete, wurden zwangsgeräumt und es gab kein Gesetz, das sie schützte. Deshalb wurde die Bewegung der Bevölkernden gegründet“, erklärt Nathaly. An diese Plattform angebunden ist die Bewegung der Pioniere, in der sich an den Stadtrand Verdrängte und Landlose organisieren, um sich städtischen Raum wieder anzueignen.

Das Ziel der Bewegung der Pioniere ist, selbstverwalteten Wohnraum in kollektivem Besitz zu schaffen – so wie im Campamento Kai Kashi in der Hauptstadt Caracas. Nathaly beschreibt, wie es zur Besetzung des Geländes im Viertel La Vega im Jahr 2011 kam: „Wir haben im Katasteramt nachgesehen, dass das Gelände der Stadt gehörte und der vermeintliche Besitzer das Gelände sehr billig gemietet hat.“ Eigentlich gab es einen Bebauungsplan, aber das Gelände wurde als Depot und als Parkplatz für Lieferwagen genutzt. Zunächst besetzte die Be-

wegung der Pioniere das Gelände und suchte für die Lieferwagen einen anderen Parkplatz. Daraufhin folgte die Besetzung des städtischen Zentrum Bolívar. „Es war kein leichter Kampf“ zwischen vulnerabler Bevölkerung auf der einen und dem Mieter und der Stadt auf der anderen Seite.

Der Besitz kollektiver Eigentumstitel ist der große Erfolg, davor baut die Bewegung nicht. Denn nur so ist sicherer Wohnraum garantiert. Niemand kann mehr geräumt werden und alle sind verantwortlich für die Wohnungen. In Venezuela gibt es ein Gesetz, dass die Vergesellschaftung von schlecht genutzten oder brachliegenden Flächen ermöglicht. Unter Beteiligung der Nachbarschaft kann kommerziell genutztes Gelände kollektiviert und für soziale Zwecke genutzt werden. Solche Flächen können enteignet werden, sogar ohne dass der Staat Entschädigungen zahlen muss.

Auch das Campamento Kai Kashi wurde so enteignet, auf dem auch Jorge Sierra Machado wohnt. Der 23-Jährige ist Vater von zwei Söhnen, studiert Politik- und Verwaltungswissenschaften und ist wie Nathaly ebenfalls Pionier von Kai Kashi. *Kai Kashi* bedeutet in der Sprache der Wayúu (Indigene in Kolumbien und Venezuela; Anm. der Red.) „Sonne und Mond“. 80 Familien, etwa 450 Personen, werden gemeinsam in diesem zukünftigen Wohnkomplex leben. „Wir sind keine Wohnungsbewegung. Wir konstruieren Bewusstsein, Gemeinschaft, Organisation und Sozialismus!“, erklärt Jorge das Projekt.

In Caracas gibt es insgesamt 15, auf nationaler Ebene 46 Campamentos. Noch mehr warten auf Genehmigung, erst eines der Projekte ist komplett abgeschlossen. Alle anderen befinden sich noch im Bau, auch wenn einige Häuser teilweise schon bewohnt werden. „Der staatliche Fond für Territorien leiht uns das für den Bau notwendige Geld. Später zahlen wir es zurück, damit auch andere Familien davon profitieren können“, so Jorge, und nennt als Ziel: „eine sozialistische Gemeinschaft“. Dazu gehört, dass die Bewegung der Bevölkernden selbstverwaltet ihre Stadt aufbaut. Laut Jor-

ge lässt der Staat Häuser von schlechter Qualität bauen. Es werde viel Geld an private Unternehmen gegeben: „Wir haben schlechte Häuser, die Unternehmen das Geld“, resümiert er. Das staatliche Programm Große Mission des Wohnungsbaus sei eine Politik des Assistenzialismus, also eine Politik kurzfristiger, karitativer Leistungen statt langfristiger, emanzipatorischer Alternativen für die armen Bevölkerungsgruppen. Aber immerhin habe die alltägliche Politik von Chávez die Bevölkerung ermutigt, für ihre Rechte einzutreten. „Wir sind es, die die Stadt erbauen. Es ist notwendig, für das Recht auf Stadt zu kämpfen“, sagt Jorge.

Die Menschen kommen aber in der Regel nicht politisiert zur Bewegung der Pioniere, sondern weil sie eine Wohnung brauchen. Jeden Samstag findet ein Plenum statt, das die Beteiligten zu einer Gruppe zusammenwachsen lässt. Außerdem gibt es Versammlungen mit Delegierten aus jeder Familie zur Selbstorganisation und auch politische Treffen. „Die größte Politisierung findet in der Bewegung statt, durch die Versammlungen“, meint Jorge. Nathaly erklärt zum Umgang mit Konflikten: „Zentral ist, die Unterschiede beiseite zu lassen und uns wegen dem zu treffen, was uns verbindet“.

So entstehen im Campamento Kai Kashi nicht nur Wohnungen. Am anliegenden Hang gibt es auch eine Anbaufläche. Durch die eigene Produktion von Lebensmitteln wollen die Bewohner_innen unabhängiger von Marken sein, zudem ist es günstiger. „So können wir entscheiden, was unsere Grundbedürfnisse sind, was wir brauchen und konsumieren nicht das, was uns die Firmen vorsezen“, erläutert Nathaly. In Kai Kashi sollen später zum Beispiel auch Geschäfte und ein Kindergarten entstehen.

Ein weiterer Bewusstseinswandel lässt sich mit Hinblick auf die Geschlechterrollen beobachten: „Wenn es an die Arbeit auf der Baustelle geht,

arbeiten wir genauso wie die Männer!“ meint Nathaly. „Durch die Arbeit im Campamento haben die Leute gelernt, die kämpferische Frau wertzuschätzen.“ Jorge ergänzt: „In der Bewegung lernen Männer, die Frauen für andere Fähigkeiten anzuerkennen.“ Wenn die Männer sähen, dass eine Frau auch Ziegelsteine tragen könne, würden sie merken, dass sie selbst auch Geschirr spülen könnten. Das gemeinsame Essen kochen jetzt auch Männer. „Es gibt einen kleinen Wettbewerb zwischen den Frauen und den Männern, wer leckereres Essen zubereitet. Aber es ist ein gesundes Wettstreiten“, findet Jorge.

Nathaly und Jorge haben den Eindruck, dass in Deutschland die Menschen darauf warten, dass die Regierung die Straßen in Stand setzt. In Venezuela sei das anders, dort seien die Menschen politisiert. In den 15 Jahren Bolivarischer Revolution habe sich in der Stadt schon viel verändert, wie Jorge erläutert. „Früher gab es im Zentrum nur private Parks, es gab keine öffentlichen Plätze. Jetzt gehen wir Armen ins Zentrum von Caracas, wir sind überall, fordern das Recht auf Stadt. Und es gibt immer mehr Zugang!“

Deshalb wollen die Aktivist_innen, dass das, was die Bewegung der Pioniere durchführt, nicht eine persönliche Erfahrung bleibt. Sie verbinden es mit der politischen Forderung, dass es Gesetze gibt, die die erkämpfte Sicherheit garantieren und der Staat eine entsprechende Politik macht. Die Aktivist_innen wünschen sich, dass die Nachbar_innen des Campamentos Kai Kashi und der anderen Campamentos in Venezuela sehen, was sie durch die Selbstorganisation erreicht haben. Dass es bislang unpolitische Nachbar_innen motiviert, sich auch zu organisieren und sich so Stück für Stück die Stadt verändert.

// Evelyn Linde



Foto: Birte Baumgarten

◀ **Jede_r baut mit**
Baustelle auf dem Campamento Kai Kashi

DAS PRODUZIERTE TERRITORIUM

IM NÖRDLICHEN CHACOGEBIET IN PARAGUAY, AN DER GRENZE ZU BOLIVIEN, IST DIE LEGITIME NUTZUNG VON RAUM UMSTRITTEN

Indigene Gruppen kämpfen um den Erhalt der Trockenbuschwälder im Chaco, die durch die Rodung von Viehzuchtunternehmen bedroht sind. In dem Konflikt geht es essentiell darum, welche räumliche Praxis als legitim angesehen wird und ab wann ein Territorium zu einem Nationalstaat gehört.

Er sieht es als göttlichen Auftrag. Dr. Albrecht Glatzle aus Filadelfia, der größten Stadt des Chaco, verteidigt den Ausbau der Viehwirtschaft im nördlichen Chacogegebiet Paraguays. Er begründet dies mit der Bibel, aus der er einen „göttlichen Auftrag, die Erde zu bebauen und zu bewahren“ herausliest. Mit diesem Argument versucht der in Deutschland promovierte Agrarbiologe die fortschreitende Abholzung des Trockenwaldes in der Chacoregion zu rechtfertigen. Der Spezialist für tropische Viehwirtschaft erklärte in verschiedenen Leserbriefen und anderen journalistischen Beiträgen, dass die Viehwirtschaft im Chaco mitnichten die Biodiversität verringern oder der Wüstenbildung Vorschub leisten würde. Stattdessen sieht er in der Viehwirtschaft eine nachhaltige Wirtschaftsform, die Devisen und Fortschritt ins Land bringen würde. In anderen Äußerungen leugnet er auch den menschengemachten Klimawandel. Auch wenn man seine Ansichten nicht teilt, kann man nicht behaupten, dass Dr. Albrecht Glatzle nicht wüsste, wovon er spricht. Seit 1990 ist er Viehzüchter im Chaco, als Direktor eines privaten Instituts für Raumplanung und Viehzucht hat er maßgeblich zur heutigen Raumordnung des Chaco beigetragen. Für ihn ist die Integration des Chaco in die Weltwirtschaft eine Erfolgsgeschichte, die weitergeführt werden sollte: Der leere und nutzlose Raum Chaco wurde und wird durch die Viehwirtschaft in Wert gesetzt und somit auch für die Nation Paraguay erobert. Leer war dieser Raum aber noch nie. Im Chaco leben seit tausenden Jahren Indigene verschiedener Ethnien. Während der Kolonialzeit galt die regenar-

me und heiße Tiefebene den aus Europa kommenden Kolonialherren als nutzlos und lebensfeindlich. Sie ignorierten das Gebiet, das etwas größer als Polen ist. Deshalb blieben bis weit ins 20. Jahrhundert viele Indigene des Chaco isoliert von der restlichen Welt; einige sogar bis heute. Einige Gruppen der Ayoreo Totobiegosode vermeiden auch heute noch jeglichen Kontakt zur Außenwelt. Sie leben als Jäger_innen und Sammler_innen und ernähren sich von Landschildkröten, Chaco-Pekaris, Wurzeln und wildem Honig. Sie verkaufen ihre Produkte nicht, sie sind nicht in den Weltmarkt eingebunden. Sie identifizieren sich weder als Paraguayer_innen, noch als Bolivianer_innen und leben außerhalb nationaler Räume. Aus diesem Grund besitzen die Ayoreo Totobiegosode keine legalen Besitztitel des paraguayischen Staates über ihr Land. Aber Viehzuchtunternehmen wie die spanisch-argentinische Carlos Casado

.....
Den Ayoreo bleibt nichts übrig, als ihre überlieferte Lebensweise aufzugeben.
.....

S.A. oder die brasilianische Yaguareté Porã S.A. besitzen sie. Carlos Casado S.A. ist seit 1886, als der paraguayische Staat die vermeintlich „leeren“ Ländereien des Chaco zu verkaufen begann, auf dem Papier der größte Landeigentümer der Region. Insbesondere diese beiden Firmen – aber auch zahlreiche andere – dringen immer weiter in den nördlichen Chaco ein, um den artenreichen Trockenwald zu roden und vor allem Viehweiden anzulegen, aber auch um Sesam oder andere trockenheitsresistente Feldfrüchte anzubauen. Neue Technologien – schwere Bulldozer und Wasserspeicheranlagen – geben die Möglichkeiten dazu. In Loma Plata, mit etwas weniger als 6.000 Einwohner_innen eine der größten Städte des Chaco, ist eine der modernsten Viehschlachthanlagen der Welt entstanden. Sie funktioniert ausschließlich

mit Regenwasser, das immer wieder aufbereitet und gereinigt wird. Der Chaco ist für die globale Agrarindustrie geöffnet und Investor_innen aus aller Welt, vor allem aus Brasilien, drängen in das vermeintliche Niemandsland.

Den Ayoreo bleibt nichts übrig, als ihre überlieferte Lebensweise aufzugeben. In den 1970er Jahren haben evangelikale Missionare aus den USA etliche Ayoreo-Gruppen – oft mit Gewalt – sesshaft gemacht. Diese Ayoreo, die sich frei zwischen den nationalen Räumen Boliviens und Paraguays bewegten, sind unter Zwang in die jeweiligen Nationen und die kapitalistische Wirtschaft integriert worden. Nur einige Gruppen der Ayoreo Totobiegosode bleiben außerhalb der Nationen.

Doch die Integration der Ayoreo blieb unvollständig. Bis heute haben die meisten von ihnen enorme Anpassungsschwierigkeiten. Lohnarbeit ist ein Konzept, das den ehemaligen Jäger_innen und Sammler_innen fremd ist und bleibt. In den Städten im paraguayischen Chaco und im Südosten Boliviens leben die Ayoreo in Slums unter menschenunwürdigen Bedingungen. Für die meisten Familien sind Sexarbeit und Betteln die einzigen Einnahmequellen. Bei vielen sesshaft gemachten Ayoreo grassiert eine rätselhafte Lungenkrankheit, der Tuberkulose ähnlich, die weder verstanden noch behandelt wird. Die kapitalistische Inwertsetzung des Chaco war für sie keine Erfolgsgeschichte wie für Herrn Dr. Glatzle.

Die Pionierarbeit für die wirtschaftliche Erschließung des Chaco leisteten deutschsprachige Mennonit_innen, die ab 1921 aus Kanada und der Sowjetunion den Chaco besiedelten. Hintergrund für ihre Ansiedlung war der Konflikt zwischen Bolivien und Paraguay um das umstrittene Gebiet. Die beiden Länder lieferten sich einen Wettlauf um die „Kolonisierung des Chaco“, wie dies damals genannt wurde. Das „herrenlose“ Land zwischen den beiden Staaten sollte in Nationalterritorium umgewandelt werden. Paraguay lud die Mitglieder verschiedener mennonitischer Kirchen in den Chaco ein, damit sie diesen Raum für Paraguay integrierten.

Die mennonitischen Immigrant_innen sollten im Raum die Nation repräsentieren, auch wenn die meisten bis heute in den Schulen auf Deutsch lernen und zu Hause ihren Plautdietsch genannten Dialekt pflegen. Sie gründeten die wichtigsten Städte Filadelfia und Loma, in denen auch heute viele Hinweisschilder auf Deutsch geschrieben sind. In der rassistisch geprägten Welt galten

die weißen Siedler_innen dennoch als angemessenere Repräsentant_innen der paraguayischen Nation als die Indigenen, die als „barbarisch“ und „zurückgeblieben“ diffamiert wurden. Nur eine Nutzung des Raums, die in die kapitalistische Weltwirtschaft integriert war, galt als legitim. Der Raum, den die Indigenen nutzen und beleben, war nicht in die Nation integriert und sollte umstrukturiert, als Nationalterritorium produziert werden.

Dieses Muster ist im Streit um die Raumnutzung des Chaco und anderer „staatsferner Räume“ in Lateinamerika bis heute erkennbar. Als 2003 das Biosphärenreservat des Chaco gegründet wurde, protestierten Farmer_innen in Filadelfia dagegen. Sie hielten Schilder hoch, auf denen stand: „Ihr wollt den Tod der Produzenten!“ Auch der Agronom Dr. Glatzle sieht das so. Er will nicht auf die „Nutzung einer Fläche von der Größe Bayerns, Baden-Württembergs und Hessens“ verzichten, wegen einer „Handvoll Waldbewohner“. Die Produktion der Ayoreo Totobiegosode, auch wenn sie den Wald und seine Biodiversität schont, wird

▼ Vertrieben Familie der Ayoreo





Foto: (c) GAT/Survival

▲ ¡No pasarán! Straßenblockade gegen Enteignung

nicht anerkannt und als unangemessen dargestellt. Sie beleben ihren Raum, und doch stellen die Agrarunternehmer_innen diesen Raum weiterhin als „leer“ dar.

Staatliche Institutionen teilen meistens diese Sicht. In Brasilien stellen nationalistische Gruppen und Militärs Indigene und Umweltorganisationen in der Amazonasregion als „Feinde der Nation“ dar, da sie dem wirtschaftlichen Fortschritt im Weg stehen. Nur kapitalistisch genutzter Raum gilt als Nationalterritorium, anderen Formen der Raumnutzung wird die Berechtigung abgesprochen.

So auch im Chaco. Das paraguayische Umweltministerium SEDAM hat im März dieses Jahres den Unternehmen Yaguarté Porá S.A. und Carlos Casado S.A. das Recht bestätigt, mit der Rodung im Chaco fortzufahren. Ministerin Cristina Morales beruft sich dabei auf die von Gerichten bestätigten Landtitel der Unternehmen. Dieses Recht ist aber strukturell rassistisch, da es die jahrhundertalte Landnutzung der Ayoreo Totobiegosode nicht berücksichtigt.

Doch selbst die legalen Landrechte der Indigenen werden nicht respektiert. Im Februar dieses Jahres drangen Bulldozer auf das Land der Ayoreo Cuyabia, dass ihnen die Indigenenbehörde INDI zugestanden hatte. Ein Vertreter des Agrarunternehmens zeigte dabei Dokumente vor, denen zufolge dieses Gebiet von der INDI auf eine Julia Beatriz Vargas Meza übertragen

wurde. Laut Artikel 64 der paraguayischen Verfassung ist es illegal, indigenes Land ohne die Zustimmung der Bewohner_innen zu veräußern. Doch Agrarunternehmen haben in Paraguay die besseren Beziehungen zu Politik und Gerichten als die Ayoreo. Dagegen leisten die Indigenen des Chaco – nicht nur die Ayoreo – zunehmend Widerstand.

Im vergangenen Jahr haben Ayoreo die Transchaco-Straße, den wichtigsten Verkehrsweg der Region, blockiert, um gegen ihre weitergehende Enteignung durch Agrarunternehmen zu protestieren. Sie fordern Landtitel und den Stopp weiterer Rodungen des Chacowaldes. Sie forderten auch, dass das Land der letzten im Wald lebenden Totobiegosode respektiert wird. Sie forderten letztlich, dass die Landnutzung der Ayoreo, die den Naturraum Chaco nur wenig beeinflusst, als legitime Landnutzung anerkannt wird. Die Zeit eilt. Eine Studie der Universität Maryland vom Januar kommt zu dem Ergebnis, dass durch die Ausweitung der Rinderzucht der Chaco die höchste Abholzungsrate der Welt vorweist.

// Thilo F. Papacek

Info: Survival International führt eine Kampagne zur Unterstützung der Indigenen in ihrem Kampf um ihr Land im Chaco: <http://www.survivalinternational.de/indigene/ayoreo>

ninguna

persona

es

ilegal

no

one

is

illegal

personne

n'est

clandestin

kein

mensch

ist

illegal

hiçbir

insan

illegal

değildir

ninguém

é

ilegal

LN-Dossiers

Separate Themenbroschüren, herausgegeben von den *Lateinamerika Nachrichten*

Nr. 10 // Abseits des Flutlichts Fußballkultur in Lateinamerika rund um die WM // Mai 2014

Nr. 9 // Im Schatten der Spiele Fußball, Vertreibung und Widerstand in Brasilien // September/Oktober 2013

Nr. 8 // Erbe einer Diktatur 40 Jahre nach dem Putsch in Chile // Juli/August 2013

Nr. 7 // Medien und Macht in Lateinamerika Staatsnähe, Medienkonzentration und Gegenöffentlichkeit // März 2013

Nr. 6 // Verbohrte Entwicklung (Neuer) Extraktivismus in Lateinamerika // September/Oktober 2012

Nr. 5 // Suche nach Harmonie Warum indigene Justiz weder gut noch böse ist // Juli/August 2012

Nr. 4 // Landhunger und satte Gewinne Geschäfte mit Ackerland bedrohen kleinbäuerliche Landwirtschaft in Lateinamerika // September 2011

Nr. 3 // Frauenmorde in Zentralamerika und Mexiko // Juni 2011

Nr. 2 // Wir waren unsichtbar Honduras nach dem Putsch – Perspektiven der Widerstandsbewegung // April 2011

Nr. 1 // Glaube Hoffnung Macht Christliche Kirchen in Lateinamerika // November 2010

Sonderbeilage: Nicaragua: Vom Gestern, Heute und Morgen einer Revolution 30 Jahre nach dem Sturz der Diktatur // September 2009



Die Dossiers können gegen Versandkosten bei uns bestellt werden:

Email an abo@LN-Berlin.de oder
telefonisch unter 030 - 694 61 00

www.lateinamerika-nachrichten.de